

DER KAMPF

Jahrgang 2

1. Jänner 1909

4. Heft

Viktor Adler: Der Weg nach Hainfeld

Am Silvesterabend wird es genau zwanzig Jahre her sein, seit in einem Wirtshaussaale in Hainfeld die Neugründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Oesterreich vollzogen wurde. Seit dem 31. Dezember 1888 hat die kämpfende Arbeiterschaft aller Zungen in Oesterreich ein gemeinsames Programm und eine einheitliche Organisation. Dieser Geburtstag verdient es immerhin, dass wir ihm einen Moment der rückschauenden Betrachtung widmen.

Eine Flut von Erinnerungen stürmt auf uns ein, wenn wir jener schicksalsschweren, unvergesslichen Stunde gedenken. Was seither, in diesen zwanzig Jahren, die österreichische Sozialdemokratie geworden ist, steht lebendig und deutlich genug vor aller Augen. Aber wie sie den ersten Schritt, den schwersten, den entscheidenden gemacht, das wissen heute nur mehr wenige und Jahr um Jahr wird die Zahl derer geringer, die sich ein Bild jener merkwürdigen Zeit vor Hainfeld machen können. Denn Hainfeld war nicht nur ein Anfang, sondern auch ein Abschluss. Beendet wurde doch am Hainfelder Parteitag nicht nur jene bitter traurige Periode der Spaltung der Partei, der völligen Ohnmacht des Proletariats, sondern auch die schwere Arbeit der Sammlung, des mühseligen Wiederaufbauens kam in jenen Tagen zu ihrem ersten grossen Erfolg. Es war ein Gleichenfest.

Um der heute lebenden Generation ganz deutlich zu machen, was vor zwanzig Jahren die Herzen aller Genossen mit Jubel erfüllte, müsste man eigentlich die Geschichte der Spaltung der Partei schreiben und müsste jenen Zustand der Lähmung darstellen, der das österreichische Proletariat von 1884 bis 1887 niederhielt. Das ist freilich ganz unmöglich, aber vielleicht kann versucht werden, an einzelnen Zügen zu zeigen, welches die ganz eigenartige politische Arbeit war, die geleistet werden musste, um die Einigung der Partei herbeizuführen, die in Hainfeld besiegelt wurde.

Seit der Verhängung des Ausnahmezustandes über Wien und einen grossen Teil von Niederösterreich war der letzte Rest der bereits sehr gelockerten Organisation fast gänzlich zertrümmert. In der Nacht des 30. Jänner 1884 wurden einige hundert Genossen von Polizisten aus den Betten geholt und aus dem Ausnahmsgebiet ausgewiesen. Der österreichische Ausnahmezustand wirkte vielfach brutaler als sein Muster, der kleine Belagerungszustand unter dem deutschen Sozialistengesetz. Allerdings konnten Zuständige nicht ausgewiesen werden, aber dafür war die Wirkung der Ausweisung nicht durch die Geltung der Ausnahmeverfügungen befristet; wer ausgewiesen wurde, war für immer heimatlos gemacht. Gegen die Ausweisung gab es kein Recht des Rekurses, die Polizei entschied in erster und letzter Instanz und brauchte ihren Ukas nicht zu begründen. Diese furchtbare Massregel wirkte weit schlimmer, als die schwersten Strafen es tun können. Denn sie zwang unwiderstehlich alle, die nicht zuständig waren, sich aus der öffentlichen Tätigkeit zurückzuziehen. Nicht die bescheidenste Funktion in dem harmlosesten Bildungsverein konnte gewissenhafterweise einem Nichtzuständigen überlassen werden und soweit es noch Versammlungen gab, konnten nur Zuständige es wagen, auf die Tribüne zu steigen. Aber die Polizei sorgte dafür, dass es auch sonst dazu wenig Gelegenheit gab. Die Fachvereine wurden

aufgelöst, ihre Zeitungen eingestellt, Versammlungen entweder, weil öffentlich, prinzipiell nicht geduldet, oder, wenn von Vereinen veranstaltet, verboten. Alle diese Massregeln wurden allerdings vor allem und mit voller Wucht nur gegen die radikale Fraktion gerichtet. Aber für die gemässigte Fraktion war es fast ebenso furchtbar, dass sie geschont wurde. Denn es war beinahe beschämend geworden, kein Objekt der polizeilichen Brutalität zu sein, und die Radikalen versäumten nicht, bitteren Hohn und schimpfliche Verdächtigung gegen die Gemässigten zu richten, die unter den grössten Opfern ihr Blatt und ihren politischen Verein sowie einige kleinere Organisationen aufrecht hielten. Das Blatt „Die Wahrheit“ wurde auch bald freiwillig eingestellt; der politische Verein „Wahrheit“ sollte wenige Jahre später der unentbehrliche, eifrig ausgenützte Boden der politischen Arbeit beider Fraktionen werden.

Was in Wien durch Ausnahmsverfügungen bewirkt wurde, besorgte man in den böhmischen Industriegebieten ohne diesen verfassungsmässig vorgesehenen Deckmantel. Auch dort wurde mit den Organisationen aufgeräumt, die Arbeiterpresse vernichtet und den Rest besorgte ein in Prag wider alles Gesetz eingerichteter Strafsenat, vor den aus ganz Böhmen die angeblichen „Geheimbündler“ geschleppt wurden, und zwar in Ketten.

Das Schlimmste aber war nicht die Tollwut der Bureaucratie, weit verhängnisvoller war für die Bewegung der in unversöhnliche Gehässigkeit ausgeartete Zwist der Fraktionen. Die Radikalen erschienen den Gemässigten als Räuberbande, die Gemässigten wurden von den Radikalen als Ordnungssozialisten, Wassersuppler, Polizeisozialisten verhöhnt. Josef Peukert, der später als Affiliierter der Polizei entlarvte böse Geist der Radikalen, verstand es vortrefflich zu verleumden und seine systematischen Verdächtigungen der Gemässigten übten ihre Wirkung noch lange nachdem er — merkwürdig prompt — am Vorabend der Verhängung des Ausnahmezustandes über die Grenze verduftet war. Die Gemässigten waren unstrittig die Minderheit, hatten aber eine verhältnismässig grosse Zahl von durchgebildeten, redegewandten und geschulten Genossen zur Verfügung. Bei den Radikalen überwog das Temperament, die Tatenlust und vor allem die Phantasie. Während die Gemässigten in Grundanschauung, Organisation und Taktik den Typus der deutschen Sozialdemokratie aufwiesen, war bei den Radikalen allmählich die öffentliche Organisation ganz zurückgetreten und an ihrer Stelle war eine Geheimorganisation ausgebildet worden, die grosse Opfer kostete, mit erstaunlicher Hingebung ausgebaut wurde, aber freilich versagen musste, als sie sich im entscheidenden Moment erproben sollte. Nach dem Gedankengang, den Peukert plausibel machen wollte, hätte nämlich in dem Augenblick, da alle die verhassten „Sicherheitsventile“ und verdächtigen „Palliativmittel“, als welche alle Möglichkeit öffentlicher Betätigung dargestellt wurde, durch den Ausnahmezustand beseitigt waren, nun die erhoffte Explosion erfolgen sollen. Statt dessen trat eine furchtbare Kirchhofsruhe ein. Die Geheimorganisation zerfiel zwar nicht sofort, sie wurde vielfach mit bewundernswerter Zähigkeit und Mut aufrechterhalten, aber sie brachte es nirgends zu nennenswertem Funktionieren. Nicht viel mehr konnte geleistet werden, und das war anerkennenswert genug, als die Unterstützung der Inhaftierten und Ausgewiesenen. Allerdings tauchten von Zeit zu Zeit kleine, unbeholfen hergestellte Flugblätter auf, aber ihre Verbreitung kostete schwere Opfer und sie konnten an Agitation gar nichts leisten. Die aus England importierten Flugblätter, meist aus der Polizeiwerkstatt der „Autonomie“ stammend, waren in vielen Fällen nur dazu bestimmt, den oft ganz unbeteiligten Adressaten der Polizei ans Messer zu liefern. Aber die Wiener Polizei begnügte sich nicht mit diesen einfachen Methoden. Sie benutzte die Geheimorganisation, um sie durch ihre Lockspitzel zu verseuchen, verleitete arme, unerfahrene Menschen dazu, sich an den läppischsten Unternehmungen zu beteiligen, an Herstellung von „Bomben“, die nie losgehen konnten, von „Brandflaschen“, die absolut feuersicher waren, an „Falschmünzerei“, wobei Guldenstücke erzeugt wurden, die kein Kind täuschen konnten. Die Opfer dieser Polizeischurkereien, deren Grossmeister der Ober-

schurke Polizeirat Frankl war, wurden dann vor den Ausnahmsrichter Holzinger geschleppt und unbarmherzig zu schweren Kerkerstrafen verurteilt. Das schürte den Grimm der Arbeiterschaft, aber der Grimm blieb ohnmächtig. . . . Eine wirkliche terroristische Organisation hat es in Oesterreich nie gegeben. Gewiss wurden phantastische Pläne genug gesponnen, aber es blieb bei der Phantasie, die sich nirgends über eine gewisse Kindlichkeit erhob und nie zu geordneter Absicht verdichtete.

Die radikale oder, wenn man will, anarchistische Theorie und die polizeiliche Praxis wirkten zusammen, um den österreichischen Arbeitern jeden Gedanken an Ausnützung der politischen Rechte zu vereiteln und ihnen jede Tätigkeit in gesetzlichem Rahmen als lächerlich erscheinen zu lassen. Dem Anarchismus des Peukert ist die Anarchie der Behörden vorausgegangen, und die wenigen terroristischen Akte, die den Vorwand für den Ausnahmezustand bieten mussten, wiegen federleicht im Vergleich zu den furchtbaren Verbrechen, die die Staatsbehörden gehäuft haben. Es war eine plumpe Nachäffung und Vergrößerung des verruchten Systems, durch das Bismarck und sein Scherge Puttkamer die deutsche Sozialdemokratie niederwerfen wollten. Es war in Oesterreich schlimmer als drüben, weil hier sofort schrankenlose Zügellosigkeit jedes einzelnen Bezirkspaschas eintrat, während in Deutschland die Brutalität und Grausamkeit doch mit einer gewissen Pedanterie funktionierte und man ihre Wirkungen ungefähr berechnen konnte.

Diese absolute Rechtsunsicherheit, diese Verwilderung der Bureaucratie hat am meisten dazu beigetragen, jene radikale Strömung in der Arbeiterschaft hervorzurufen. Sie war vor allem bedingt durch die furchtbar niedrige Lebenshaltung der Arbeiterschaft, der jedes Kampfmittel fehlte, um sich aus dem Elend einigermassen zu erheben. Das Koalitionsrecht existierte in der Praxis nicht, die Gewerkschaften wurden vernichtet, so wie sie sich rühren wollten. Dazu kam als zweiter Faktor der Mangel an Betätigungsmöglichkeit für ein lebendiges, tatkräftiges und taten-durstiges Proletariat. Und drittens die Verzweiflung an allem, was gesetzliche Ordnung heisst. Dass durch Gesetze etwas gebessert werden könnte, konnte zuletzt einem Oesterreicher einfallen. Der Kampf um das politische Recht wurde so durch die österreichischen Behörden kompromittiert und konnte als eine gänzlich wertlose Sache erscheinen. Es konnte so weit kommen, dass Peukert noch in der vorletzten Nummer der „Zukunft“, unmittelbar vor dem Ausnahmezustand, es wagen durfte, zu schreiben: „Einem Vereinsrecht, wie wir es in Oesterreich besessen haben, wird von keinem Arbeiter eine Träne nachgeweint werden. . . . Bereits längst haben sich die Arbeiter gewöhnt, sich auch ohne Vereine zu behelfen, und wie die Erfahrung lehrt, sind sie auch nicht schlechter gefahren. Ein stummer Händedruck, ein flammender, vielsagender Blick werden dieselbe Wirkung machen als die stundenlangen Salbadereien einer gewissen Wassersuppentheorie, bis endlich doch die Morgenstrahlen der aufsteigenden Freiheitssonne das aus finsterner Nacht erwachende Volk bescheinen werden etc.“ Die Sätze sind sehr bezeichnend; Herr Peukert und Graf Taaffe waren ganz einig in der Ueberzeugung, dass die Arbeiter kein Vereinsrecht brauchen.

Wenn die Radikalen alle politischen Rechte für Schwindel hielten, so war ihnen das Wahlrecht geradezu ein Greuel und die Wertung des Wahlrechtes wurde geradezu zum Schiboleth der beiden Fraktionen. Es war begreiflich, dass die Gemässigten, genötigt, den Wert der politischen Betätigung und insbesondere des Wahlrechtes zu verteidigen, ihm gelegentlich Eigenschaften zuschrieben, die es nicht besitzt. Sie konnten aber mit gutem Fug darauf hinweisen, wie die deutsche Sozialdemokratie dank dem Wahlrecht alle Schändlichkeiten des Sozialistengesetzes überdauern konnte. Aber das blieb vergebens; die Radikalen verhöhnten das Wahlrecht als einen Schwindel, ja in der Hitze des Gefechtes verstiegen sie sich dazu, es für die schlimmste Gefahr für die Arbeiter zu erklären. Peukert durfte übrigens so weit gehen, auch den Arbeiterschutz in Bausch und Bogen als Schwindel zu erklären, ein Beweis, wie arg bei den Radikalen die Leidenschaft jede Ueberlegung unterjocht hatte.

Während der Jahre 1884 und 1885 war es von den Kämpfen der Fraktionen stiller geworden, weil es überhaupt keine Bewegung gab. Nur unter der Asche glimmte es weiter, die Gemässigten hielten ihren Verein „Wahrheit“ zusammen, hatten noch ein Blatt, den „Volksfreund“ in Brünn, das Genosse Hannich redigierte, und hatten allerdings spärliche Förderer der Organisation, insbesondere in Nordböhmen, zu erhalten gewusst. Von den Radikalen war nicht viel zu sehen, aber sie hielten sich, soweit es ging, in ihren Wiener Gruppen aufrecht und hatten insbesondere in Steiermark und Kärnten einige gute Verbindungen. Beiden Resten der ehemaligen Fraktionen war die Ruhe und Untätigkeit unerträglich geworden und diese erste Gemeinsamkeit konnte zu einer gemeinsamen Aktion benützt werden. Graf Taaffe gab dazu Gelegenheit. Im April 1886 legte er dem Abgeordnetenhaus den Entwurf eines Sozialistengesetzes vor. Warum er sich diesen Luxus gönnen wollte, ist bis auf den heutigen Tag nicht zu erforschen gewesen. Das Ding war eine Potenzierung und Karikierung des deutschen Sozialistengesetzes, war natürlich nicht schlimmer als der faktische, durch die Polizei geschaffene Zustand, aber freilich seine Festlegung für eine lange Zukunft. Der Protest gegen diesen Plan musste versucht werden. Eine von Arbeitern einberufene Versammlung wäre ohne Gnade verboten worden. Darum wurden Leute zur Einberufung veranlasst, denen man nicht leicht was verbietet. Die Abgeordneten Kronawetter, Pernerstorfer, Ausserer, dazu der Fabriksdirektor Paul Pacher, erklärten sich bereit dazu, zusammen mit mir für den 9. Mai in Schwenders Kolosseum eine Volksversammlung einzuberufen mit der Tagesordnung: Das österreichische Sozialistengesetz. Zur Vorbereitung dieser Versammlung kamen am 6. Mai in einem kleinen Wirtshaus in der Laudongasse die führenden Genossen radikaler und gemässigter Richtung zusammen. Zum erstenmal nach langen Jahren blutigsten Zwistes sassen die streitenden Brüder wieder an einem Tisch und berieten eine gemeinsame Aktion. Das war eine ganz unscheinbare, kleine Sache; aber es war der erste Schritt, und damit war der entfernte Beginn einer blassen Möglichkeit gegeben, nach und nach zu einer Aussprache zu kommen: In derselben Nacht wurde noch die Resolution verfasst, am Morgen fuhren zwei Genossen nach Pressburg, liessen sie dort drucken und in der Versammlung, die massenhaft besucht war, flatterten plötzlich fünftausend Flugzettel unter die Menge. Vielleicht ist es von Interesse, den Text hier abzudrucken, weil er charakteristisch ist für die Sprache, die wir damals führten:

Resolution.

In Erwägung, dass das geplante Sozialistengesetz nur ein Ausdruck der Ratlosigkeit und Angst der herrschenden Klassen gegenüber der grossen historischen Tatsache der Entstehung und des imposanten Anschwellens der sozialdemokratischen Arbeiterpartei ist;

in Erwägung, dass ebensowenig irgend ein Ausnahmsgesetz als irgendwelche Zwangsmassregeln imstande sind, eine mächtige Kulturbewegung zu unterdrücken oder auch nur zu hemmen;

in weiterer Erwägung, dass durch das in Rede stehende Gesetz zu der absoluten politischen Rechtlosigkeit der Arbeiter noch hinzugefügt werden soll, dass sie von der im Staatsgrundgesetz gewährleisteten Gleichheit vor dem Gesetz prinzipiell ausgeschlossen werden, dass insbesondere ihre pflichtmässigen Bestrebungen im Interesse der Partei als gemeine Verbrechen gebrandmarkt werden sollen; in schliesslicher Erwägung, dass das heute bestehende Vereins-, Press- und Versammlungsgesetz derart elastisch und engherzig ist und so gehandhabt wird, dass jede Organisation der Arbeiter zu politischen oder ökonomischen Zwecken gehindert und verfolgt wird:

protestieren die heute, Sonntag den 9. Mai 1886, in Schwenders Kolosseum versammelten Arbeiter gegen dieses Gesetz als eine schädliche und unnütze Massregel und erklären, dass es den Lehren der Wissenschaft ebenso wie den Grundsätzen freien Menschentums ins Gesicht schlägt, erklären weiter, dass sie nach wie vor für ihr Parteiprogramm treu, einig und fest einstehen werden, in dem Bewusstsein, dass der Sieg des Proletariats das notwendige Resultat des Ganges der Geschichte ist, und fordern schliesslich die Abgeordneten aller Nationen, deren Rechtsgefühl noch nicht vollständig vom Klassenegoismus oder Byzantinismus erstickt ist, auf, nicht nur gegen dieses Gesetz zu stimmen, sondern auch dahin zu wirken, dass den Arbeitern ihre bisher vorenthaltenen politischen Rechte endlich zuerkannt werden.

Der letzte Satz dieser Resolution war bereits eine schwer erkämpfte Konzession von radikaler Seite. Bezeichnend ist übrigens für das herrschende Misstrauen, dass sonst sehr vernünftige Genossen des radikalen Flügels fest über-

zeugt waren, dass die Versammlung „Polizeimache“ sei; wie wäre sie denn sonst erlaubt worden?!

Aus jenem Sozialistengesetz Taaffes ist, nebenbei gesagt, nichts geworden als eben dieser wichtige erste Schritt zur Reorganisierung der Partei. Die Vorlage blieb wesentlich dank dem Eingreifen Pernerstorfers in einem Ausschuss liegen und wurde bald vergessen.

Nun begann eine Agitationsarbeit, die, in so kleinem Rahmen sie geführt wurde, doch folgenreich und eigenartig war. Vor allem musste beiden Fraktionen zum Bewusstsein gebracht werden, dass der gegenwärtige Zustand der Partei die dauernde Lähmung der Arbeiterschaft bedinge, dass aber unmöglich eine der beiden Fraktionen die andere aufsaugen könne. Es musste unbedingt eine völlig neue Organisation, eine neue Partei geschaffen werden. Dann musste die Ueberzeugung geschaffen werden, dass diese Organisation und ihre Tätigkeit notwendig öffentlich sein müsse. Die absolute Unfruchtbarkeit der geheimen Organisation lag auf der Hand, aber dass öffentliche Tätigkeit in Oesterreich, in Wien, unter dem Ausnahmezustand möglich sei, dazu gehörte freilich ein starker Glaube, der sich nur aus der Erkenntnis gewinnen liess, dass die österreichische Bureaucratie unfähig ist zu irgend einer Ausdauer und Konsequenz, gewiss nicht im Guten, aber auch nicht im Bösen.

Für die Gemässigten war es sehr schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass die mit ihnen seit Jahren kämpfenden Radikalen alles das, was ihnen als so furchtbar widersinnig und parteischädlich erschien, in gutem Glauben getan hätten und dass sie insbesondere in ihrer Gesamtheit nicht verantwortlich seien für die Gewalttaten einzelner Individuen, deren Verdammung sie allerdings nicht als ihre Sache ansehen wollten. Im Kampfe mit den Radikalen hatte sich im Gegensatz zu ihnen bei den Gemässigten ein einigermaßen philisterhafter Abscheu vor jeder Art und Form von Gewalt und eine übertriebene Vorliebe für das, was man damals den „gesetzlichen Weg“ nannte, eingestellt. Nicht etwa, dass das österreichische Gesetz ihnen imponiert hätte. Der Boden des Gesetzes ist eine vortreffliche Sache — aber er muss vorhanden sein. In Oesterreich war er eben nicht vorhanden und dass gerade die rechtlosen Proletarier die einzigen sein sollten, die das Gesetz, das zu ihrer Zuchtrute missbraucht wurde, respektieren, wäre gewiss zu viel verlangt gewesen. Aber es war auch ein Kern richtiger Empfindung in der Abneigung der Radikalen, Leute, die sich aus blinder Verzweiflung und Empörung über die damaligen Zustände zur Gewalt hatten hinreissen lassen, als Verbrecher zu verabscheuen. Sie mussten jedoch zur Erkenntnis kommen, dass solche Gewaltakte schädlich sind, weil sie den proletarischen Kampf erschweren und unsere Propaganda geradezu lähmen. Man muss sich nicht vorstellen, dass die Genossen, für die „Hoch Kammerer!“ förmlich ein Erkennungszeichen war, etwa sehr blutdürstige Leute gewesen wären. Ganz im Gegenteil! Ich habe hundertmal die Erfahrung gemacht, dass die sogenannten Anarchisten warmfühlende Menschen waren, deren Empfinden durch die sie umgebenden Greuel unheilbar verletzt wurde und denen die Schärfe und Energie des Denkens fehlte, um ihre Empfindungen zu zügeln. Die grosse Mehrzahl aber begnügte sich damit, für terroristische Taten Sympathie zu haben, eine ganz untätige, unfruchtbare und sehr genügsame Sympathie. Ihnen, die sich trotzdem als Helden fühlten und die von manchen ausserhalb der Arbeiterschaft stehenden gewissenlosen Leuten in ihrem Irrglauben bestärkt wurden, musste ins Gesicht gesagt werden, dass ihr vermeintlicher Radikalismus ganz wertlos für das Proletariat sei: „ein Anarchist, das ist ein Mann, der wartet, bis irgendwo irgendwer auf irgend jemanden ein Attentat verübt — dann freut er sich“. Der Radikalismus war geradezu in Untätigkeit umgeschlagen. Das radikale Schlagwort „mit allen Mitteln“ musste vernünftig eingeschränkt werden und wurde schliesslich auf die Formel gebracht, der proletarische Kampf solle geführt werden „mit allen zweckdienlichen und dem natürlichen Rechtsbewusstsein des Volkes entsprechenden Mitteln“.

Die schwierigste Aufgabe war natürlich für die Notwendigkeit der politi-

schen Aktion einen Ausdruck zu finden, der für die Radikalen nicht geradezu eine schroffe Verleugnung ihrer Vergangenheit war. Ihnen ein solches Abschwören zuzumuten, war auch ganz überflüssig. Denn in den Debatten jener endlosen Nächte, die wir in kleinen rauchigen Wirtshäusern führten, hatte sich gezeigt, dass der gute Boden sozialdemokratischer Erziehung, die marxistische Grundanschauung bei den Besten der Radikalen nur verdeckt, aber nicht verloren war. Man musste nur zurückgehen bis auf diese gemeinsame Grundlage, nur gewissermassen wegkratzen, was sich darüber gelagert hatte an verworrenen Vorstellungen, an taktischen Utopien, an verführerischen Phrasen und von Ungeduld eingegebener Gefühlspolitik, um sich wieder zurecht zu finden. Ueber das Endziel war kein Streit. Dass den Weg zum Ziel nur das kämpfende Proletariat selbst finden und bahnen könne, darüber war man einig; dass nur ein klassenbewusstes, organisiertes, geistig und physisch kampffähiges Proletariat diese Aufgabe erfüllen könne, war klar und hatte zur unausweichlichen Konsequenz die Anerkennung der Notwendigkeit der Anwendung aller Formen des politischen Kampfes und der Erringung der dazu nötigen politischen Rechte. Freilich auch des Wahlrechtes; das war schwer für die alten Radikalen, aber sie mussten schliesslich begreifen, dass uns nichts ferner liege, als das Wahlrecht als eine Panacee zu überschätzen und dass es, von allem anderen abgesehen, kein besseres Mittel der Agitation und Organisation gebe, als das Wahlrecht, das wir ja übrigens erst zu erkämpfen hatten. Das war die bittere Ironie in der Tragödie des Parteizwistes gewesen, dass man sich für und gegen die Wertschätzung eines Rechtes gegenseitig aufrieb, das den Arbeitern zu geben den herrschenden Klassen nicht im Traume einfiel.

Ueber ein Jahr lang dauerten die Diskussionen, die endlich zur Feststellung einiger allgemeiner Sätze führten, die wir scherzweise die „Fundamentalartikel“ nannten, deren genauer Text übrigens verloren gegangen ist; er war nur handschriftlich in wenigen Exemplaren vorhanden, die bei irgend einer Haussuchung verunglückt sein dürften. Sie hatten übrigens ihren Dienst getan. Sehr bald konnte ein Schritt weiter gemacht und an die Ausarbeitung eines Parteiprogrammes gegangen werden.

Nun würde freilich das alles noch viel schwerer, ja vielleicht unmöglich gewesen sein, hätte das Einigungswerk nicht ein Organ zur Verfügung gehabt, die „Gleichheit“, die seit Weihnachten 1886 erschien. Sie war von keiner der beiden Fraktionen abhängig, diente aber beiden. In ihrer Probenummer schon konnte sie erklären, die Erkenntnis nehme zu, dass die Arbeiter eine politische Partei bilden müssen und dass der Weg offener Agitation gegangen werden muss. Schon in der fünften Nummer durfte die „Gleichheit“ einen Aufruf zur Sammlung für die deutschen Reichstagswahlen veröffentlichen. Mit Rührung denke ich noch heute daran, wie da die Genossen aus den Werkstätten in unsere Redaktion in der Gumpendorferstrasse kamen, ihre armen Kreuzer zusammensuchend; und es waren recht viele „Radikale“ darunter, geschworene Feinde des Wahlrechtes; sie spürten aber und sagten: Das ist der Protest gegen das Sozialistengesetz, das ist der Ausdruck der Solidarität mit unseren Genossen draussen. Da merkte man: das Eis war gebrochen. Die „Gleichheit“ nahm sich gerade kein Blatt vor den Mund, trotz des Ausnahmzustandes. Die Regierung scheint eine Zeit lang nicht recht gewusst zu haben, was sie aus der Sache machen sollte und der Staatsanwalt liess uns volle acht Nummern, eine immer schärfer als die andere, ungeschoren. Dann aber muss die Regierung doch gemerkt haben, dass es Ernst ist, und nun wurde jede Nummer konfisziert. Da war's aber zu spät; denn die Verbreitung war bereits prachtvoll organisiert und die legale zweite Auflage war schwerer zu kriegen als die beschlagnahmte erste. Durch die „Gleichheit“, die in allen Industriezentren verbreitet wurde, konnten die Fäden der Organisation wieder angeknüpft werden, die in den Redaktionen von Wien und Brünn ihren Mittelpunkt fanden. Zugleich begann wieder eine rege Versammlungstätigkeit, zu der die Besprechung des von Plener ausgeheckten Projektes, den Arbeitern einen Brocken Wahlrecht auf dem Umwege von Arbeiterkammern zu

geben, einen harmlos scheinenden Anlass gab. Das zweite Thema bei solchen Versammlungen war gewöhnlich „Lage der Arbeiter“, und so konnte das politische wie das wirtschaftliche Programm der Partei dargelegt werden. Natürlich regnete es Versammlungsverbote, Auflösungen, Prozesse und Drangsalierung aller Art. Da wir aber wieder einmal tätig waren, da die dumpfe Stagnation gewichen war, wurde das alles lachend ertragen. Die „Gleichheit“ führte einen rastlosen Kampf mit allen Behörden. Wir liessen uns nichts mehr ruhig gefallen und die „Belehrung der Bezirkshauptleute“ begann. Grosser Wert wurde auf die Verbreitung der Kenntnis der Gesetze gelegt und unsere Genossen legten damals den Grund zu jener juristischen Schulung, die später die Wut, aber oft auch den Neid der Bürokraten erregt hat.

In Wien ging es rasch vorwärts. Am 3. April 1887 konnte der Verein „Wahrheit“ eine Volksversammlung mit der Tagesordnung: „Unsere politischen Forderungen“ abhalten, bei der Gemässigte und Radikale referierten und einstimmig folgende Resolution angenommen wurde:

In Erwägung, dass die kapitalistische Gesellschaftsordnung ihrem Höhepunkt und damit ihrem Untergang entgegengeht,

dass die Begleiterscheinungen und Folgen dieser Wirtschaftsform: Vereinigung der Produktionsmittel in immer weniger Händen, Massenelend und Arbeitslosigkeit in immer kolossalerem Umfange wachsen,

dass somit die Entwicklung zu einer neuen Wirtschaftsform mit ausschliesslichem Eigentum der Gesellschaft an sämtlichen Produktionsmitteln geschichtlich notwendig ist und zugleich vom Standpunkt der Menschlichkeit mit allen Mitteln erstrebt werden muss;

in Erwägung, dass die Unkenntnis der Bedingungen der ökonomischen Entwicklung von den herrschenden Klassen gewaltsam aufrecht erhalten wird;

dass aber die Klarheit und Einsicht in dieselben auf beiden Seiten die einzige Möglichkeit bieten, dass sich der Klassenkampf rasch und mit möglichst wenig Opfern vollzieht;

verlangt die heutige Volksversammlung

die Beseitigung aller Fesseln der freien Meinungsäusserung, welche entweder in der Form von Gesetzen oder in der Form von polizeilicher Bevormundung und Schikane die Verbreitung klarer Vorstellungen über den Sozialismus und seine Ziele hindern und verlangt volle Freiheit für die sozialdemokratische Agitation und Propaganda. — Sie verlangt somit in politischer Hinsicht:

1. die sofortige Aufhebung der Beschränkung der Freizügigkeit — also der Ausnahmeverfügungen, Vagabunden- und Schubgesetze;

2. die sofortige Aufhebung der Beschränkungen der Pressfreiheit durch die verschiedenen Formen der Zensur und Aufhebung des Pressmonopols für die Besitzenden durch Kautions- und Stempel sowie des Verbots der Kolportage;

3. die sofortige Herstellung des Vereins- und Versammlungsrechtes durch Aufhebung der Vereins- und Versammlungsgesetze;

4. die sofortige Aufhebung des Monopols der Besitzenden auf das politische Wahlrecht durch die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes (und zwar vom zwanzigsten Lebensjahre an, wo die Verpflichtung zur Blutsteuer beginnt) als ein wichtiges Mittel der Agitation und Propaganda, ohne sich jedoch über den Wert des Parlamentarismus irgendwie zu täuschen;

5. die sofortige Aufhebung des Monopols der Besitzenden auf das Recht, Koalitionen für den Lohnkampf zu bilden, durch die ehrliche Durchführung des freien Koalitionsrechtes und gesetzliche Anerkennung von Lohnverabredungen der Arbeiter;

6. die sofortige Schaffung und Durchführung eines Gesetzes, welches Beamte, welche die politischen Rechte von einzelnen oder Vereinen beeinträchtigen, einer strengen Strafe zuführt.

Die Erfüllung dieser Forderungen hält die heutige Versammlung für unerlässlich, soll der Uebergang der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zur sozialistischen sich ohne allzu grosse Opfer vollziehen!

Man sieht, dass der Kern des künftigen Programms der Partei damit gegeben und akzeptiert war und dass die wichtigsten Streitpunkte erledigt waren. Nun konnte an die Wiederherstellung der Organisation gegangen werden. In Wien vereinigte ein „Fünfehrerkomitee“, das sich im Notfall auch als Ausschuss des Vereines „Wahrheit“ darstellen konnte, die Vertrauensmänner beider ehemals getrennten Fraktionen. Der erste Ansatz einer Zusammenfassung der Organisation war gegeben. Aber Vorsicht war geboten. Nicht etwa wegen der Behörden. Die versuchten uns allerdings einen Geheimbundprozess zu machen, der

aber schmähdlich ins Wasser fiel. Der Adjunkt Hugo Bürger war der saubere Untersuchungsrichter — sonst war er übrigens ein recht unsauberes Subjekt —, der auf die Frage, wessen man mich eigentlich beschuldigte, mit düsterem Pathos wörtlich erklärte: „Sie sind beschuldigt, an Stelle der anarchistischen Kettenorganisation die sozialdemokratische Massenorganisation nach deutschem Muster anzustreben.“ Ich unterdrückte mit Mühe mein Lachen, hielt mich aber an die von uns ausgegebene probate Parole, absolut keine Frage zu beantworten und jede Aussage zu verweigern. Alle Fünfzehn wurden wir verhört, aber heraus kam gar nichts dabei als die Blamage des Herrn Untersuchungsrichters, der die plumpsten Tricks spielen liess, beim Verhör Radikale und Gemässigte gegeneinander zu verhetzen und zu verleumden suchte. Vorsichtiger als die dumme Spitzelei der Behörden mussten aber die Traditionen der Radikalen behandelt werden, die man gelehrt hatte, sich „Föderalisten“ zu nennen und die in jeder straffen Zusammenfassung der Aktion verruchten „Zentralismus“ sahen. Es war geradezu ein Dogma geworden, dass der „Bewegungsfreiheit des Einzelnen möglichst grosser Spielraum gelassen“ werden musste, wie die traditionelle Formel lautete. Nur langsam liess sich eine demokratische und zweckdienliche Methode, die Parteigeschäfte zu führen, einrichten, aber allmählich gelang es doch, die Einheit und Schlagfertigkeit der Aktion zu ermöglichen und von der alten Tradition blieb nur — und zwar bis zum heutigen Tage — eine gewisse Elastizität unserer Parteiorganisation übrig, die neben manchen üblen doch auch viele recht gute Folgen gehabt hat.

Nun konnten wir weiter gehen und die Neugründung der Partei vorbereiten. Ich wurde mit der Ausarbeitung des Programms beauftragt, das zur Schonung alter Empfindlichkeiten „Prinzipienerklärung“ heissen musste. Karl Kautsky, der damals in Wien war, revidierte die Arbeit und gab seinen Segen dazu. Dann wurde die Zustimmung zur Abhaltung des Parteitages bei den einzelnen Gruppen — Organisationen konnte man es kaum noch nennen — in allen Industriezentren mündlich eingeholt. Bei einer solchen Reise wurden Pokorny und ich in Reichenberg auf offenem Marktplatz verhaftet und unter Gendarmenaufsicht zur Abreise von Reichenberg veranlasst. Wir kamen aber drei Tage später zurück und hielten die notwendige Besprechung bei finsterner Nacht am Fusse des Jeschken ab. Diese vielfach heitere Episode, die gelegentlich erzählt werden sollte, hatte aber eine sehr ernste und wohlthätige Folge. Das Reichenberger Kreisgericht hängte uns nämlich einen Geheimbundprozess mit Hausdurchsuchung und sonstigem Zubehör an, der wie gewohnt beim Prager Landesgericht ausgetragen werden sollte. Da man aber nicht wagte, uns in Untersuchungshaft zu nehmen, konnten wir in aller Ruhe an den Obersten Gerichtshof gegen die Delegation des Prager Gerichtes appellieren. Unserer Beschwerde wurde stattgegeben und damit war der Ausnahmestand für Nordböhmen gebrochen, der Tätigkeit des Prager Sozialistensenats definitiv ein Ende gemacht.

Natürlich war all diese Geheimbundriechelei ganz absurd. Wir suchten nichts mehr als die öffentlichste Öffentlichkeit und nur wenn uns das Polizeiverbot öffentliche Verhandlung unmöglich machte, musste eben hinter geschlossenen Türen getan werden, was getan werden musste. Dem § 2 des Versammlungsgesetzes, der Versammlungen, die auf geladene Gäste beschränkt sind, der behördlichen Kontrolle entzieht, gaben wir eine Anwendung, von der sich seine Erfinder wohl nichts haben träumen lassen. Aber wenn uns die Behörde nicht störte, war sie uns als Zuhörer willkommen. Wir wollten uns ihr möglichst deutlich zu Gehör bringen. Das war die gerade entgegengesetzte Methode wie die bis vor kurzem bei den Radikalen geübte; aber sie war wirksam, hatte den Reiz der Neuheit und befriedigte auch, allerdings in anderer Art, den Betätigungstrieb unserer Genossen.

Sehr viel mehr als in diesen flüchtigen, aphoristischen Notizen gegeben ist, müsste berichtet werden, sollte ein irgendwie deutliches Bild jener Zeit fiebernder Tätigkeit, hoffnungsvollster Arbeitsfreude geboten werden. Es war ein wahrer Germinal für die Partei. Wie diese gehetzten, getretenen, als Polizeifutter ver-

achteten, als gewalttätige Bestien ghassten Proletarier sich stolz aufrichteten, ungeahnte Fähigkeiten zur politischen Arbeit zeigten, wie sie nach schwerer Tagesarbeit Nacht um Nacht bis in die Morgenstunden mit brennendstem Interesse die Diskussionen über schwierige theoretische und taktische Fragen führten — das wird allen, die jene Zeit miterlebt, unvergesslich sein. Oh, die Propaganda war nicht leicht. Die alten Vorurteile, gestützt auf leidenschaftlich verteidigte Argumente, konnten nur mit zäher Geduld besiegt werden. Aber dann kam auf einmal ein Aufflammen, worin alle die verjährtten Gehässigkeiten verzehrt wurden.

Hier ist nur von den Genossen deutscher Zunge die Rede gewesen. Bei den Polen, Slowenen und Italienern entstanden damals die ersten Anfänge einer Organisation — in Hainfeld waren sie durch je einen Delegierten vertreten — hingegen hatte das tschechische Industrieproletariat schon eine ganz erhebliche Entwicklung hinter sich. Auch bei den tschechischen Genossen hatte die Spaltung ihre bösen Folgen gehabt und in Böhmen hatte die Persekution empörend brutale Formen angenommen. Die grosse Majorität der tschechischen Organisationen war im Fahrwasser der Radikalen. Eine nationale Sonderung, national autonome Organisationen, wie wir sie heute haben, gab es übrigens streng genommen damals noch nicht, aber schon seit 1882 gab es eine tschechoslawische Arbeiterpartei, die sich als Teil der Sozialdemokratie fühlte und ihre Schicksale teilte. Der Einigungsprozess, der von Wien ausging, erfasste natürlich auch die tschechische Organisation und schon zu Pfingsten 1887 gab ein in Brünn abgehaltenes, von deutschen und tschechischen Gesangsvereinen stark besuchtes Sängerfest Gelegenheit zur Annäherung der Fraktionen beider Zungen. Weihnachten desselben Jahres fand in Brünn der Parteitag der tschechoslawischen Arbeiterpartei statt, der den Streit in den Hauptpunkten bereinigte, ein vorläufiges Programm feststellte und beschloss, bei der demnächst zu erwartenden Einigung der deutschen Genossen mit ihnen zusammen in eine einzige sozialdemokratische Arbeiterpartei aufzugehen. In Hainfeld waren denn auch eine ganze Anzahl tschechischer Genossen als Delegierte anwesend.

So waren denn die Vorbedingungen für die formelle Einigung der Partei endlich errungen. In der Empfindung der Massen war der Streit bereits überwunden, davon gab das am 4. Dezember 1887 beim Schwender abgehaltene zwanzigste Gründungsfest des Arbeiter-Bildungsvereines Zeugnis; die sich in langjähriger Feindschaft befehdet hatten, umarmten einander und sahen sich feuchten Blickes als Kampfgenossen ins Auge, als bei den Klängen der Marseillaise die rote Vereinsfahne der Bäcker geschwenkt wurde. Die Regierung wusste den historischen Moment in ihrer Weise zu würdigen; sie liess durch den Polizeirat Frankl einige der Beteiligten wegen Ueberschreitung des Festprogramms zu Geldstrafen verknurren. Aber von der mächtigen Gefühlsäusserung dieser Stunde bis zur nüchternen Feststellung eines genau durchdachten Programms und zur Aufrichtung einer geordneten und zweckmässigen Organisation war noch ein schwerer Weg, der wieder fast ein Jahr kostete, und erst am 3. November 1888 konnte die „Gleichheit“ die Einladung zum Parteitag veröffentlichen. Die Redaktionen der deutschen und tschechischen Parteiblätter erliessen die Einladung und wir warteten ruhig ab, ob die Behörden trotz der streng eingehaltenen gesetzlichen Formen ein Verbot wagen würden. Da sie das doch zu gewagt zu finden schienen, vereinbarten wir Ort und Zeit; wir wählten Hainfeld, den Sitz einer kleinen, aber tüchtigen Organisation, weil es in Niederösterreich, aber ausserhalb des Ausnahmsbezirktes lag und weil sich Graf Auersperg — der spätere Handels- und Ackerbauminister — als Bezirkshauptmann von Lilienfeld als vernünftiger Mann erwiesen hatte, von dem kein brutaler Ueberfall zu gewärtigen war.

So trafen wir uns denn nach Weihnachten in Hainfeld und am 31. Dezember war das Programm der Partei beschlossen und ihre Einigkeit hergestellt. So mancher von uns denkt an jenen Tag als an die schönste Silvesterfeier seines Lebens.

Was Hainfeld geleistet hat, sagt nicht nur das Protokoll des Kongresses, sondern die Geschichte der Partei, die diesem Kongress die Klarheit des Prinzips, die Energie der Taktik und die Geschlossenheit der Organisation dankt. In Hainfeld wurde zum Abschluss gebracht, was in hundertfältiger Mühsal von Jahren erarbeitet worden war. Die Periode der Spaltung, der jugendlichen Irrtümer war zu Ende, das Proletariat Oesterreichs war reif und kräftig geworden, fähig und entschlossen, seine geschichtliche Mission in Angriff zu nehmen.

* * *

Vielleicht fragt jemand, welchen Eindruck die Tatsache dieses Parteitages auf die bürgerliche Öffentlichkeit, auf die Regierung gemacht? Antwort: gar keinen. Sie verstanden nichts davon. Acht Monate nach diesem Parteitag wurde die „Gleichheit“ ausnahmsgesetzlich eingestellt und ihr Herausgeber und Redakteur vor dem Ausnahmsgerichtshof, der zur Verfolgung anarchistischer Bestrebungen bestimmt war, zu schwerer Arreststrafe verdonnert. Aber während er die Haft abbüßte, wurde draussen zum erstenmal die Maifeier abgehalten, und zwar mit solcher Wucht und solcher Wirkung, dass der Ausnahmezustand zusammenbrach; er war unmöglich geworden. Fast zwei Jahre haben die erleuchteten Beherrscher Oesterreichs nötig gehabt, um zu begreifen, was in Hainfeld passiert war.

Hans Resel: Vor zwanzig Jahren

Es waren trübe Zeiten, als ich Ende 1885, direkt aus der Kaserne kommend, mich in St. Pölten der sozialistischen Bewegung anschloss. Vor dem Einrücken (1882) hatte ich keine rechte Ahnung, dass es eine Arbeiterbewegung gab. Erst beim Militär in Wien wurde ich darauf aufmerksam. Hauptsächlich durch den „Schusterkrawall“ und später durch die Prozesse Stellmacher und Kammerer. Das „Extrablatt“ mit der Rede Stellmachers vor Gericht las ich mehr als aufmerksam in der Kantine der Kaserne. Seine in allen Auslagen ausgehängte Photographie sah ich mir öfter als einmal an. Kammerer brachten wir Soldaten deshalb ein besonderes Interesse entgegen, weil er — Deserteur war. Klare Vorstellungen über das, was beide wollten, hatte ich allerdings nicht. In mir blieb bloss haften, dass sie sich gegen die bestehenden Zustände aufgelehnt haben und mit Gewalt eine Besserung herbeiführen wollten. Die bestehenden Zustände, obendrein beim Militär, gefielen mir ja auch nicht. Am meisten empörte mich die absolute Rechtlosigkeit, die uns der Willkür jedes, auch des dümmsten und ungerechtesten Vorgesetzten preisgab. Ich war so eine Art Demokrat und daneben Republikaner von Vaters Zeiten her, der viel über Revolution und Klerikalismus las. Die letzten Weihnachten vor Beendigung meiner Dienstzeit — ich hatte kurzen Urlaub — traf ich zum erstenmal mit Sozialisten zusammen. Frühere Arbeitskollegen, die ich besuchte, hatten sich mittlerweile der Bewegung angeschlossen. Sie schütteten alles, was sie vom Sozialismus und Anarchismus wussten, in den paar Stunden, die ich mit ihnen beisammen war, über mich aus. Einer verlangte, ich solle sofort unter meinen Mitsoldaten mit der sozialistischen Propaganda beginnen, der andere, ich solle, sobald ich dauernd beurlaubt werde, in die Arbeiterbewegung eintreten. Er fügte dem bei: „Ich hab' schon immer gesagt: Wartet, bis der Resel in Urlaub geht, der hält sicher mit uns; ich kenne ihn ja.“ Unter meinen Mitsoldaten Propaganda zu machen, lehnte ich als aussichtslos ab. Erstens konnte ich mich mit ihnen sprachlich schwer verständigen, sie waren meist Polen und Ruthenen, zweitens waren sie blutarme Teufel, die sich beim Militär vielfach wohler als zu Hause fühlten und sich von der kargen Löhnung noch Geld ersparten. Aber das versprach ich: wenn ich beurlaubt bin, tue ich selbstverständlich mit.

Ich hielt Wort. In den letzten Oktobertagen wurde ich beurlaubt, im November darauf ward ich Mitglied des Arbeiter-Geselligkeitsvereines in St. Pölten und im Jänner bereits sein Obmannstellvertreter.

Die Arbeiterschaft war gespalten in „Gemässigte“ und „Radikale“. Der Ausnahmezustand war zwar bloss über Wien, Wiener-Neustadt und Korneuburg verhängt, aber geübt wurde er überall. In den Alpenländern ausserhalb Wiens hatte die Partei nahezu keine Organisationen, weder politische noch gewerkschaftliche. Nur hie und da bestanden noch spärliche Ueberreste einzelner lokaler Fachvereine oder von Bildungs- und sonstigen Vereinen. Daneben ein paar Gesangsvereine und in Wien und Graz je ein politischer Verein. Diese beiden enthielten sich aber freiwillig fast jeder Tätigkeit. Auch eine Presse fehlte der Arbeiterschaft. Die „radikalen“ Organe waren von der Polizei erwürgt worden — die radikale „Arbeit“ erschien bloss zeitweilig, die „Wahrheit“, das Organ der Gemässigten, war an Abonentenschwund eingegangen. In Brünn erschien zwar der „Volksfreund“ und darauf abwechselnd mit ihm alle vierzehn Tage die „Arbeiterstimme“. Beide Blätter aber fanden vorerst wenig Verbreitung in den Alpenländern, denn sie waren ja auch „gemässigt“; die Stimmung in der Arbeiterschaft war aber überwiegend für die „Radikalen“.

Der polizeiliche Druck war ungemein stark. Es war geradezu ein Wagnis, öffentlich tätig zu sein. Das Schicksal der tätigen Genossen hing von der Polizei ab. Unter einigen Bezirkshauptleuten liess sich zwar noch leidlich leben, wenigstens zeitweilig, bis von oben ein Wink kam, etwas straffer vorzugehen. Aber im allgemeinen wurde meist barbarisch vorgegangen. Nicht bloss die Polizeibehörden, auch die Richter bewiesen nicht selten ihren Eifer. Wo sie milder waren, da sorgten die Staatsanwälte durch die ungeheuerlichsten Anklagen, die lange Untersuchungshaft zur Folge hatten, für die Verfolgungen. Dazu kam noch die Fehde zwischen „Gemässigten“ und „Radikalen“. Jede Tätigkeit war durch das allgemeine Misstrauen gehemmt. Bei den ersten grossen Verfolgungen der „Radikalen“ kam zutage, dass die Polizei Spitzel unter ihnen hatte. Später entdeckten auch die Arbeiter, dass sich unter ihnen bezahlte Agents provocateurs herumtrieben. Das Misstrauen und die Spitzelriecherei waren ziemlich allgemein.

Trotz alledem wagte sich unter der Arbeiterschaft das Bestreben nach wirtschaftlicher und politischer Betätigung immer mehr hervor; wo es jemand wagte, etwas für die Aufklärung der Arbeiter zu tun, fand er fruchtbaren Boden, vor allem dann, wenn er aus der früheren Bewegung her nicht mit dem Makel eines „Gemässigten“ oder „Radikalen“ behaftet war. Das war bei Dr. Adler der Fall, der damals hervortrat. Niemand kannte ihn recht. Besonders keiner von uns mehr Aussenstehenden wusste genau, was es mit ihm war und wohin er wollte. Uns schien er ein reicher, freisinniger Bürger, den seine Klassengenossen böse gemacht hatten und der zu uns kam aus Mitleid mit uns und aus Zorn gegen die anderen. Ich lernte ihn 1886 kennen, nachdem wir in St. Pölten eine Volksversammlung, wohl die erste in Niederösterreich nach Verhängung des Ausnahmezustandes, einberufen hatten. Wir beriefen sie ein, obwohl wir „Radikale“ waren, bloss um Kräfte zu werben, nachdem die Organisation durch Vierergruppen wegen der wenigen Fortschritte und der Spitzelei sowie wegen der Furcht vor den Agents provocateurs in Misskredit geraten war. Adler und die Seinen aber gestalteten sie zu einer mächtigen ersten Kundgebung gegen die Plenerschen Arbeiterkammern. Unser, der „Radikalen“, Redner versagte in der Versammlung, sie wurde von den mit Adler bereits vereinigten Genossen Leissner und Bretschneider beherrscht. Wir misstrauten ihnen, aber sie flössten uns Respekt ein. Mit ihnen war auch Dr. Adolf Braun nach St. Pölten gekommen, der sich privat alle Mühe gab, mich den „Radikalen“ abspenstig zu machen. Aber in mir und den anderen stak der Wahn zu tief, dass wir bloss Kräfte für die Propaganda der Tat und, noch mehr, für die nahe bevorstehende Revolution zu werben haben. Was wir damals im engen Kreis zusammenspintisierten — heute dünkt es mir Kinderei, damals galt es uns als furchtbarer Ernst. Mir war St. Pölten, wenn auch nicht der Mittelpunkt der Welt, so doch ein Hauptort derselben. Allerdings gab's in den Alpenländern ausser Wien keinen Ort, der verhältnismässig so rührig war. So konnte ich denn auch sagen, als mich später einmal ein Wiener Genosse fragte, wie es bei uns gehe: „Wir sind fertig!“ — nämlich zur Revolution bereit. Der Plan war auch fertig. Man erlasse es mir, ihn mitzuteilen.

Wir hatten uns, im Gegensatz zu anderen Orten, der öffentlichen Propaganda zu-

gewendet. Nach der ersten Versammlung in St. Pölten hatten wir Volksversammlungen in allen grösseren Orten des Traisen- und Pielachtales einberufen. Auch mit den Hainfelder Genossen, die noch eine Organisation in dem alten Arbeiter-Gewerbeverein hatten, traten wir in Fühlung. Unsere Tätigkeit griff sogar auf die Wiener-Neustädter Seite hinüber. Ueberall, wo es gelang, bildeten wir lokale Arbeitervereine und eine geheime Vertrauensmännerorganisation, auch in Lilienfeld. Mittlerweile war die von Dr. Adler herausgegebene „Gleichheit“ erschienen, die wegen ihrer schneidigen Haltung trotz des anfänglichen Misstrauens bald überall Anklang fand und stark verbreitet wurde. Sie trug auch viel dazu bei, dass die behördliche Willkür sich nicht mehr so offen hervorwagte, sie gab uns die Sicherheit, dass Gewaltakte an uns öffentlich erwähnt und gezeisselt werden. Sie trug bedeutend zum Erstarren der Bewegung bei und förderte sie durch aufklärende und beide Richtungen versöhnende Artikel.

Die Behörden liessen uns eine Zeit lang ziemlich gewähren, aber mit einemmale setzten sie mit erneutem Drucke ein. Auf dem Wiener Boden gab es wieder lebhaftere Verfolgungen der wenigen tätigen Genossen und die Bezirkshauptmannschaft St. Pölten verbot eine Volksversammlung, weil sie „infolge der durch fortgesetzte Agitation ohnedies erregten Gemüter die öffentliche Ruhe gefährden könnte“. Das erboste und erfreute uns zugleich, besonders mich; es war das ja ein Ehrenzeugnis für unsere Tätigkeit. Dagegen liess uns eine Bezirkshauptmannschaft, die von Lilienfeld, weiter gewähren. Es war dort seit kurzem ein junger freisinniger Graf Bezirkshauptmann. Heute ist er Minister ausser Dienst, nachdem er in den letztvergangenen Jahren Handelsminister und Ackerbau-minister hintereinander gewesen ist. Er stellte sich gut zu uns und wir standen gut zu ihm. Sein Ruf als freisinniger Mann war durch uns auch nach Wien gedrungen.

Die Einigung der „Gemässigten“ und „Radikalen“ bereitete sich vor. Trotz des Ausnahmzustandes oder eben deshalb gelang es Genossen Dr. Adler immer mehr, die Streitenden einander näher zu bringen. An einigen Sitzungen, die die Einigung vorbereiteten, nahm ich teil. Ich misstraute zwar den „Gemässigten“ im allgemeinen, aber einzelne ihrer Anhänger hatte ich durch nähere Bekanntschaft lieb gewonnen. Sie waren ja nette, gescheite Leute, die viel wussten. Und zum Lernen war ich immer bereit. Aber wer wusste es? Sie konnten ja von der Regierung bestochen sein. Es wurde ja sogar von Dr. Adler behauptet, dass er im Auftrage, zum mindesten aber im Einvernehmen mit der Regierung handle. Dass er bestochen sei, wagte man nicht zu behaupten, denn er galt als furchtbar reich. Ich wurde einmal abgeordnet, um deshalb unseren lieben, leider schon toten Genossen Popp, dem wir blind vertrauten, darüber ernstlich zu befragen. Ich erhielt beruhigende Auskunft. Ob wir im St. Pöltener Kreise just die Einigung mit den „Gemässigten“ wollten, das wüsste ich heute nicht mehr zu sagen. Aber dass wir gegen Streit und Uneinigkeit in der Arbeiterschaft waren, ist sicher.

Die Idee, einen Parteitag zu halten, der unserer Auffassung nach ursprünglich mehr eine Einigungskonferenz sein sollte, rückte immer mehr ihrer Verwirklichung entgegen. In Wien und Umgebung konnte er wegen des Ausnahmzustandes und der vielen Ausgewiesenen nicht abgehalten werden. In Böhmen noch weniger, denn dort waren die Geheimbundsprozesse im Schwange. Es dürfte Adlers Idee gewesen sein, ihn in Hainfeld abzuhalten, das im Amtsbereich des freisinnigen Lilienfelder Bezirkshauptmannes lag und im Arbeiter-Gewerbeverein über eine alte Arbeiterorganisation verfügte, die alle Stürme in der Partei und über ihr überdauert hatte. Ich war da natürlich die gewichtigste Mittelsperson. Ich kannte den Bezirkshauptmann und kannte die Hainfelder Genossen, mit dem opferbereiten Veteran Genossen Stacherl an der Spitze. Stacherl hatte mehr als die letzte radikale Epoche der Arbeiterbewegung gesehen; er war in Graz in den 70er Jahren schon in der Lassalleanischen Bewegung gestanden. Es ward ausgemacht, der Parteitag soll in Hainfeld zur Jahreswende 1888/89 abgehalten werden.

Zeitlich morgens an einem Dezembertag erhielt ich ein Telegramm von Dr. Adler, ich solle ihn vormittags auf der Bahn erwarten, um mit ihm nach Lilienfeld und Hainfeld zu Vorbereitungen für den Parteitag zu fahren. Dem Telegraphenboten gab ein anderer Bote die Türschnalle in die Hand: der Amtsdienner. Er brachte mir die Einberufung zum Militär. Ich hatte sofort, um 8 Uhr früh, beim Ergänzungsbezirkskommando zu sein.

„Schöne Bescherung“, dachte ich mir. Worum es sich handelte, ahnte ich. Ich hatte die Kontrollversammlung versäumt. Man berief mich zur Meldung und Bestrafung ein. Das war mir wurscht, denn so 24 Stunden Arrest — hm, ich war ja mehr gewöhnt von meiner Militärdienstzeit her. In einer Stunde, bis Adler kam, liess sich die Meldung und Entgegennahme der Verknurrung leicht abtun. Ich ging so rasch, als ich wohl nie im Leben ging, um einem Befehl Folge zu leisten. Die Amtshandlung ging auch schnell vor sich. Auf die erste Frage des amtierenden Oberleutnants, warum ich nicht zur Kontrollversammlung kam, sagte ich freundlich: „Bitte, Herr Oberleutnant, ich habe viel Arbeit und den Tag leider übersehen.“ Als er aber darauf grob sagte: „Sie haben ohnedies keine Waffenübung, da können Sie — er gab mir einen Namen, der nicht im Wörterbuch steht — schon achtgeben!“, wurde ich spitz und erwiderte: „Ja, glauben S', ich hab' die ganze Zeit nichts zu denken als an die Kontrollversammlung? Jetzt hab' ich viel Arbeit, da muss ich schauen, dass ich etwas verdien'!“ „Gut, gut, also halt 48 Stunden!“ Natürlich Arrest, meinte er. Ich grüsste und wollte abtreten. Aber er hiess mich: „Dableiben!“ Daneben, an einem Schreibtische, sass eine Charge, die trug meine Personalien in eine Präsenzliste ein. Als ich das sah, ging mir ein Licht auf: Halt, die wollen mich gleich dabehalten! Um 9 Uhr kommt der Adler! Ich habe wohl selten einen Gewaltigen der Obrigkeit so schön gebeten, mich wieder fort zu lassen, als den Herrn Oberleutnant. In der beredtesten Weise schilderte ich ihm, dass mein Geschäft ohnedies bloss eine kurze Zeit im Jahre geht, dass ich Angehörige zu versorgen habe und jetzt etwas zu verdienen trachten müsse; er möge mich zu den Weihnachtsfeiertagen einsperren lassen. Er war „Mensch“, liess sich erweichen und willigte drein, dass ich — am Christtag meine Strafe antrete. Freudig lief ich die Treppe hinunter, dem Bahnhof zu.

Adler entstieg dem Zuge, wir fuhren aber gleich weiter. Zuerst nach Lilienfeld. Dort setzten wir den Bezirkshauptmann in Kenntnis, was wir wollen. Das heisst, Adler redete und ich machte das freundlichste und biederste Gesicht der Welt und nickte ab und zu, um zu zeigen, dass nichts zu befürchten sei. Dann fuhren wir nach Hainfeld. Dort hatte ich schon mehr aktiv einzugreifen. Alles ging glatt, der Wirt sagte uns das Lokal zu, das Uebrige zu besorgen übernahmen bereitwilligst die dortigen Genossen.

Am Silvestertag in aller Frühe trafen wir, die Delegierten des Traisen- und Pielachtales, auf der Bahn mit den Wiener Genossen zusammen. Wir waren noch „Radikale“. Genosse Dr. Adolf Braun nützte die Bahnfahrt aus, um bei mir rasch noch einige radikale Grillen zu beseitigen. Ob es ihm gelang? Ich weiss es nicht. In Hainfeld auf dem Bahnhofe angelangt, dachte ich weniger an Theorien, ich verlegte mich mehr aufs Schauen und Beobachten. Da entstieg einer dem Zuge, ein freundliches Gesicht, mit dem blonden Vollbart gutmütig ansprechend: es war — der „Radikale“ Hybeš. Daneben stand eine wildverwegen aussehende Gestalt mit struppigem Bart, breitem Schlapphut, die Haare wirr: es war der „Gemässigte“ Weiguny. Zu mir gesellten sich zwei biderbe Tiroler. Der eine gross und kräftig, der andere klein und gedrungen, beide gemütlich dreinsehend: es waren Saska und Holzhammer. Letzterer unser jetziger 89ster. Wir stiessen zu einem, etwa einem Schullehrer ähnlich sehend: es war Hannich, der „Weber“. Dann traf ich ein paar junge Burschen. Die sagten mir zu, ich war ja selbst nicht gar alt: es waren Rieger und Neumann. Letzterer ein blonder Lockenkopf, voll Jugendfreudigkeit und Jugendeifer.

Ich könnte sie wohl noch so ziemlich alle beschreiben, die dort waren, bloss die Wiener Genossen nicht, denn von denen kannte ich ja die meisten von früher her, sie fielen mir nicht auf. Bloss einer: Karl Kautsky. Er schien mir ein furchtbar lieber Kerl und zog mich an mit seinen lieben klugen Augen. Mich ihm zu nähern, wagte ich aber nicht gleich, denn ich wusste, er war ja so eine Art Gelehrter. Noch ein zweiter fiel mir auf; er zählte aber nicht zu den Wienern. Es war die grosse stämmige Gestalt des Vertreters der Sozialdemokraten Deutschlands, der leider zu früh hingegangene Genosse Ignaz Auer. Aus seinem von einem blonden, kräftigen Vollbart umrahmten Gesichte sahen zwei helle, halb offen, halb verschmitzt blickende Augen. Er sah etwas behäbig aus und kontrastierte von uns, die halb Brutus und halb Cassius waren. Später bewunderten wir seine kaustische Art und den lebenskräftigen Humor an ihm.

Als der Parteitag eröffnet worden war — seine Bedeutung würdige ein Berufenerer —

da hatte ich nicht mehr viel Zeit zu schauen, da gab's zu hören. Wohl kein Wort verlor ich. Ob ich alles verstand? — Das behauptete ich damals nicht, heute aber noch weniger. Es war sehr viel kühler Verstand — ich hatte mehr phantastisches Gefühl als ihn. Aber das Gefühl selbst sagte mir: einig müssen wir werden. Und wir wurden es. Ich zwar nicht gleich dem Worte nach, aber wohl in der Tat, gleich den anderen.

Die Tat trug Früchte! Heute hat das Proletariat doppelt so viel Vertrauensleute im Parlament des gleichen Wahlrechtes, das in Hainfeld zu fordern beschlossen wurde, als wir damals beisammensassen, unsicher, ob uns nicht Gendarmen abfangen und uns ein Richter den Prozess wegen Verschwörung zum Hochverrat macht. Die Zeiten wandelten sich und mit Befriedigung und Stolz mag es jeden erfüllen, der hierzu beigetragen hat.

Eduard Rieger: Nordböhmisches Reminiszenzen

Wenn einst eine Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung geschrieben werden wird, werden die Arbeiter Nordböhmens mit in erster Linie genannt werden müssen. Speziell die Organisationsbestrebungen des Proletariats in dem industriell so hoch entwickelten Reichenberger Bezirk, seine Leiden, Kämpfe und Erfolge bieten in Hülle und Fülle einen reich gegliederten Stoff für ein interessantes Kapitel. Die Arbeiter Nordböhmens bilden, soweit sie sich zu einer klaren sozialistischen Erkenntnis durchgerungen haben — und das ist die weitaus überwiegende Mehrheit, die fast an Einmütigkeit grenzt — eine Avantgarde in den Reihen der österreichischen Sozialdemokratie. Sie waren es immer und sind es geblieben. Sie standen stets mit im Vordergrund bei den Siegen, die die sozialistische Organisation des Proletariats im letzten Vierteljahrhundert errungen hat und sie hatten unter den rohen Verfolgungen, mit deren Hilfe die Staatsgewalt in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre die proletarische Bewegung niederzutrameln versuchte, vielleicht am meisten zu leiden. Sie sind unter der Herrschaft der Reaktion, die in Nordböhmen mit allen Schrecken brutaler Polizeigewalt hauste, nicht kleinmütig geworden und sie wurden nicht übermütig bei ihren eigenen Erfolgen. Es ist nicht Ruhmredigkeit, was uns diese Bemerkungen diktiert, sondern nur die Empfindung der Verpflichtung, Tatsachen, die den Arbeiter ehren, zu konstatieren.

Frühzeitig hat in Nordböhmen die Sozialdemokratie Eingang gefunden. Das erscheint natürlich in einem Gebiete, dessen soziale Struktur seit langem alle Merkmale eines Industrielandes trägt. Die unmittelbare Nähe des Deutschen Reiches liess die Wellen der reichsdeutschen Arbeiterbewegung über die Grenzen schlagen und das nordböhmische Arbeiterterritorium befruchten. Die Ideenwelt des Sozialismus fand hier einen empfänglichen Boden. Die sozialistische Literatur wurde mit einem wahren Heissunger verschlungen. Sie übte ihre Wirkung. In verhältnismässig kurzer Zeit bedeckte sich Nordböhmen mit einem dichten Netz von Arbeitervereinen, in denen die Lehren der Sozialdemokratie mit Begeisterung gepflegt wurden. Rasch — förmlich über Nacht — hatte sich eine starke Bewegung entwickelt, die ihr natürliches Zentrum in der Stadt Reichenberg fand. Aus ihr ging eine Reihe tüchtiger agitatorischer Talente hervor, die es verstanden, durch das gesprochene Wort Jubel und Begeisterung zu erwecken. Zwei von ihnen seien genannt — es deckt sie längst die kühle Erde: Ferdinand Schwarz und Josef Schiller; beide in ihrer Denkart und in der Form des gesprochenen Wortes voneinander wesentlich verschieden, aber doch einer Idee dienend, leben sie in der Erinnerung der älteren Generation der nordböhmischen Genossen fort. Wir vermeiden es absichtlich, von Genossen zu sprechen, die wir noch unter den Lebenden begrüßen können, und die bereits zu jener Zeit, Hand in Hand mit den Genannten, unter der wissensdurstigen Arbeiterschaft Nordböhmens agitatorisch in hervorragender Weise tätig waren und zu dem Aufblühen der Bewegung mit gleicher Kraft beigetragen haben. Wollten wir alle aufzählen, die damals, jeder in seiner Art und mit der ganzen Kraft seines Könnens und opfervollster Hingebung, das Evangelium des Sozialismus predigten und die nun auch schon zum Teil gestorben und zum andern Teil verschollen sind — es gäbe eine lange, stattliche Reihe. Die jugendliche, grenzen-

lose Begeisterung, mit der die Arbeiterschaft sich der Sozialdemokratie ergab, löste eine Unsumme von Kraft aus.

Zu den hervorstechendsten Eigenschaften der nordböhmischen Arbeiterschaft gehört ein gewisser Hang zum Grübeln. In ihrem unbändigen Drang nach Wissen und geistiger Betätigung genügt ihr die gewöhnliche Tagespolitik nicht, sie denkt über die Sorgen der eigenen Klasse weit hinaus. Sie wird durchglüht von dem Streben nach universeller Bildung; es hat in Nordböhmen eine Zeit gegeben, in der mit besonderem Eifer darüber diskutiert wurde, ob die Arbeiterklasse durch Bildung zur Freiheit oder durch Freiheit zur Bildung gelangen könne. Auf dieses Hinneigen zu möglichst allgemeinem Wissen ist es zurückzuführen, dass die nordböhmische Arbeiterbewegung in ihren Anfängen einen starken freireligiösen Einschlag zeigt. Neben den ausgesprochen sozialdemokratischen Zeitungen fanden auch verschiedene freireligiöse Blätter grosse Verbreitung. Vorträge über die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung wurden mit Vorliebe gehört. Viel trug dazu auch der Umstand bei, dass die Behörden streng darüber wachten, dass in den Arbeiterbildungs- und Lesevereinen, die vielfach gemischte Gewerkschaften waren, wenigstens öffentlich über nichts gesprochen werde, was mit Politik auch nur scheinbar im Zusammenhang stand. Dass man konfessionslos sein müsse und sich zum Beispiel nicht in der Kirche trauen lassen dürfe, erschien bei einem guten Genossen selbstverständlich. Von der indifferenten Bevölkerung wurden unsere Parteianhänger auch kurzweg als „Freidenker“ bezeichnet. Es herrschte der Grundsatz, dass jeder Genosse auch in seinem Privatleben die Konsequenzen seiner Ueberzeugung ziehen müsse und dass er, wenn er innerlich mit der Kirche zerfallen sei, der Kirche auch äusserlich nicht mehr angehören dürfe. Man war bemüht, tüchtige Charaktere zu erziehen und sass mit unerbittlicher Strenge über jedes kleine Vergehen zu Gericht. Wer aus der Gemeinschaft der Genossen nicht als Unwürdiger ausgeschlossen werden wollte, musste seine Lebensführung so einrichten, dass er in jeder Beziehung als makellos gelten konnte. Eine solche unbarmherzige Selbstzucht hatte, mag sie auch hie und da einen pedantischen Anstrich gehabt haben, die besten Folgen: sie hielt Elemente, welchen eine tiefere Parteiüberzeugung fehlte, von der Partei fern oder stiess sie bald wieder ab. Die Partei selbst aber setzte sich zusammen aus Genossen, von denen jeder für seine Ueberzeugung aus heisser Liebe zur Sache „durchs Feuer“ gegangen wäre. Es herrschte nicht nur stramme Disziplin, es waltete auch der Geist echter Brüderlichkeit. Die Genossen fühlten sich alle als die Glieder einer Familie, von denen eines dem anderen trauen, jedes auf das andere bauen konnte. Mochten sich zwei von ihnen im Leben das erstemal begegnen, sie hätten es als Zurücksetzung, als ein leises Misstrauen empfunden, wenn sie sich nicht sogleich mit „Du“ angesprochen hätten.

Durften die Arbeiterbildungsvereine nach dem Wortlaut der Statuten sich nicht „mit Politik und Religion befassen“, so waren sie trotzdem die eigentlichen Mittelpunkte der Organisation. In ihnen sammelte sich alles, was zur Partei hielt. Die Funktionäre der Vereine waren das, was wir heute Vertrauensmänner nennen. Denn immer waren es in jedem Ort die tüchtigsten, die an der Spitze dieser Vereine marschierten. Sie sorgten gewissenhaft dafür, dass den Mitgliedern nur eine gute geistige Kost verabreicht wurde. Die Bibliotheken der alten Arbeiterbildungsvereine waren Musterbibliotheken im kleinen: nicht einseitig und engherzig; was immer die sozialistische und deutsche Literatur an Grossem und Schönem auf dem Gebiete der Nationalökonomie, der Geschichte, der Philosophie, der Dichtkunst und Naturwissenschaften hervorgebracht hatte, hier war es, soweit die bescheidenen Geldmittel es zuliessen, in den Hauptautoren vertreten, oder man geizte darnach. Ein Meer von Licht und Aufklärung strahlten diese fleissig benützten Büchersammlungen aus, zum Denken anregend und zur Schulung fester, unbeugsamer Charaktere. Sie haben in allen Städten und Dörfern Nordböhmens Männer erzogen, die das Zeug in sich trugen, das allein befähigt, selbst gewaltigen Stürmen einer Reaktionsepoche zu trotzen. So klappte im grossen und ganzen alles vorzüglich, bis die Schergen einer verfolgungslüsternen Staatsgewalt einbrachen, um mit plumpen Händen ein Werk zu zertrümmern, das freiheitsliebende Arbeiter in trunkener Anbetung edlen Menschentums aufgerichtet hatten.

Der Sturm ging los, die blutige Drangsalierung der verhältnismässig jungen

Arbeiterbewegung setzte ein. Er hat in ganz Oesterreich seine Opfer gefordert, denn er hat keine Provinz verschont, in der unter der Arbeiterschaft die sozialistische Saat keimte und spross. Doch was in Böhmen in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre an unmenschlicher Sozialistenverfolgung geleistet wurde, das übertrifft — wenn wir von Wien absehen — wohl bei weitem alles, was die Fanghunde der Reaktion sonst in anderen Ländern zustande brachten. Nicht ohne Grund erfreuten sich die Bezirkshauptleute und Staatsanwälte Böhmens durch lange Zeit hindurch einer traurigen Berühmtheit. Sie hatten auch schon früher, bevor der Wink von oben kam, in ihrem eigenen Wirkungskreis keinen Zweifel darüber gelassen, dass sie für die aufblühende Arbeiterorganisation nur Gefühle des Hasses und der Feindseligkeit hegten. Kein Wunder, dass sie sich ganz in ihrem Element fühlten, als sie die Ordre empfangen, nun rücksichtslos dreinzufahren. Sie haben ihren Mann gestellt und ihrer Auftraggeber sich würdig erwiesen. Taaffe konnte mit ihnen zufrieden sein.

Es begann die berühmte Aera der Geheimbundprozesse, die der Justizpflege in Böhmen ein Schandmal aufdrückte. Die Presse sollte geknebelt werden und den Vertrauensmännern, den Funktionären der Arbeitervereine wollte man in den Gefängniszellen des Prager Landesgerichtes eine andere Ueberzeugung beibringen. Die Vereine sollten vernichtet und Neugründungen verhindert werden. So hoffte man die Bewegung mit roher Polizeigewalt zu ersticken, alles im Namen des Gesetzes und der staatsbehaltenden „Ordnung“, und doch sind in Oesterreich das geschriebene Gesetz, die von der Verfassung garantierten Rechte der Staatsbürger von den Hütern dieser angeblichen Ordnung nie brutaler mit Füßen getreten worden, als in jenen Tagen. Die Gewalthaber hielten es nicht einmal für notwendig, zu der Fuchtel eines offiziellen Ausnahmezustandes, wie es 1884 in Niederösterreich geschah, die Zuflucht zu nehmen. Sie fanden auch ohne Ausnahmezustand sehr wohl das Auskommen.

Mit der Strangulierung des einzigen sozialdemokratischen Blattes in Nordböhmen, dem 1874 in Reichenberg gegründeten „Arbeiterfreund“, wurde der Anfang gemacht. Der Redakteur des Blattes — unser wackerer Genosse Hannich — wurde der Geheimbünderei bezichtigt, verhaftet und den Prager Richtern überstellt. Die Prozedur wiederholte sich bei seinen Nachfolgern. Jeder Genosse, der als Redakteur einsprang, wurde kurzerhand verhaftet und nach Prag verschickt. Nachdem man so ein halbes Dutzend der besten und befähigtesten Genossen — unter ihnen Schwarz, Schiller, Ulbrich — „dingfest“ gemacht hatte, musste das Blatt sein Erscheinen einstellen. Die grössten „Uebeltäter“ sassen binnen kurzem in der böhmischen Landeshauptstadt gefangen. Dann kamen die „kleineren“ daran: eine Hausdurchsuchung folgte der anderen, jede harmlose Broschüre, jede nichtkonfiszierte Zeitungsnummer wurde zum „gravierenden Material“ und führte zur Verhaftung. Die Gendarmen hatten alle Hände voll zu tun. Und wie sie ihres Amtes walteten! Die Nacht bot keinen Schutz. Ganze Familien wurden aus den Betten gejagt, die Gendarmen stiegen in die Keller hinab und kletterten auf den Dachboden hinauf, um die Beweise für den „Geheimbund“ zu erhaschen. Wohl um ein abschreckendes Exempel zu statuieren, wurden die Verhafteten gefesselt, in diesem Zustande — auf dem Weg zum Bahnhof — durch Städte und Dörfer geschleppt, bis sie endlich beim Landesgericht in Prag anlangten. Dort harrete ihrer vor allem eine monatelange Untersuchung. Als es dann zur Verhandlung kam, wusste man mit ihnen in der Regel „nichts Rechtes“ anzufangen. Mochten sich die Staatsanwälte noch so anstrengen, die Beteiligung an einem Geheimbund, der nun einmal nicht existierte, konnte nicht nachgewiesen werden. Das schützte allerdings nicht vor einem Schuldspruch, denn die lange Untersuchungshaft musste doch irgend eine Begründung finden. Aber in einer grossen Anzahl der Fälle stand das Ausmass der verhängten Freiheitsstrafe in einem auffallenden Missverhältnis zur Dauer der Untersuchungshaft. Die Richter verurteilten, weil sie nach einer viele Monate andauernden Untersuchung nicht freisprechen wollten. Viele Hunderte der besten Genossen wurden unschuldig verhaftet, unschuldig, gleich Mördern und Brandlegern in Ketten geschlossen und — wider Recht und Gesetz den zuständigen Richtern entzogen — von dem für die Sozialistenverfolgung delegierten gefügigen Prager Landesgericht völlig unschuldig eingekerkert. Dass während der furchtbaren Hetzjagd die gehässige Massregel der Ausweisung, der Vertreibung aus Stadt

und Land eine Hauptrolle spielte, versteht sich bei der Wut, mit der die sozialdemokratische Organisation zu erdrosseln versucht wurde, von selbst.

Namenloses Leid ist in Hunderte von Arbeiterwohnungen getragen worden, Tausenden Kindern, denen eine entmenschte Gewaltpolitik die Väter und Ernährer geraubt, wurden Millionen von Thränen erpresst.

Von den Vereinen verfiel einer nach dem anderen der behördlichen Auflösung. Einzelne lösten sich freiwillig auf, um das vorhandene Vereinsvermögen zu retten. Jede Art öffentlicher Versammlungstätigkeit war vollständig unterbunden. Den Schergen der Gewalt, die durch massenhafte Einkerkierung und Ausweisung so treffliche Arbeit getan, mochte es scheinen, als ob unter der sozialdemokratischen Arbeiterschaft jegliche Fühlung verloren gegangen und die Ruhe des Grabes eingekehrt sei. Es war eine kindische Täuschung. Durch die Gewaltmassnahmen wurde just das erzeugt, was sie sprengen wollten: ein Geheimbund!

So kräftig Bezirkshauptleute und Gendarmen, Staatsanwälte und Richter — unter der stillschweigenden Duldung der Bourgeoisie, die sich oft zu einer direkten Unterstützung steigerte — einander in die Hände gearbeitet hatten, um die unbequeme Partei mit Stumpf und Stiel auszurotten, es war beim besten Willen nicht möglich gewesen, alle Genossen abzufassen und nach Prag zu spedieren. Einzelne konnten sie einsperren, aber schliesslich nicht eine ganze Klasse. Es blieben immer noch genug zu Hause, die entschlossen waren, den Kampf fortzusetzen. Die nach den ersten Schlägen eingetretene Verwirrung war bald überwunden. Man suchte sich der geänderten Situation anzupassen. Die Vereinsauflösungen und Versammlungsverbote hatten nur das eine bewirkt, dass die Genossen bestrebt waren, durch geheime Zusammenkünfte die Fühlung untereinander nicht zu verlieren. Das war freilich mit Gefahren verbunden und erheischte eine gewisse Vorsicht. Wer nicht völlig verlässlich war, der wurde nicht zugezogen. In den Sommermonaten musste der Wald oder ein scheinbar harmloser Spaziergang durch die Felder das frühere Versammlungslokal ersetzen, im Winter kam man in Privatwohnungen zusammen. Häufig wurden Wachposten ausgestellt, eine eventuell unerwünschte Kontrolle rechtzeitig zu signalisieren. Bequem war es nicht und nur Männer mit einer unerschütterlichen Ueberzeugung und eisernen Nerven taugten für eine solche Unternehmung. Langsam, allmählich kehrten die Verhafteten, so weit sie nicht durch Ausweisungen und mangelnde Arbeitsgelegenheit in andere Gegenden verschlagen worden waren, aus ihrem Prager Exil in die Heimat zurück. Waren die staatsertreuenden Bezirkshauptleute auch übereifrig darauf bedacht, die entstandenen Lücken im Prager Landesgericht durch frischen Ersatz auszufüllen, so traten doch die Heimgekehrten, keineswegs „gebessert“, wieder an die Stelle der Neuverhafteten. Es war ein Kommen und Gehen. Ein bestimmter Block blieb stets erhalten, er sorgte dafür, dass nicht unterging, was die Staatsgewalt erwürgen wollte.

Freilich, schlug auch die Absicht fehl, die Partei, die so tiefe, weitverzweigte Wurzeln unter der Arbeiterschaft geschlagen hatte, mit Polizeibefehlen zu erdrosseln: Die Bewegung blutete infolge der grausamen Drangsalierung aus tausend Wunden. Während alle Kräfte angespannt werden mussten, die von Wien anbefohlenen furchtbaren Schläge zu parieren, erwuchs ihr ein noch gefährlicherer Feind, ihren Peinigern ein willkommener Bundesgenosse: der Zwist im eigenen Lager!

Der Riss, der das klassenbewusste Proletariat Oesterreichs durch einige Jahre in zwei Lager spaltete, liess Nordböhmen nicht unberührt. Die Genossen schieden sich auch hier in sogenannte „Gemässigte“ und sogenannte „Radikale“. Es war noch ein Glück im Unglück, dass in der Mehrzahl der Orte die Genossen ein und derselben Ortschaft — Lokalorganisation würden wir heute sagen — beisammen blieben und so als geschlossenes Ganzes entweder zu der einen oder zu der anderen Richtung hinneigten. Es gab Dörfer, die nur „gemässigt“ und solche, die ausschliesslich „radikal“ waren. Daneben freilich auch andere, die durch den Zwist in zwei Teile zerrissen wurden. Aber auf die ohnehin so hart geprüfte Bewegung überhaupt legte sich der Bruderkrieg wie ein eisigkalter Rauhref.

Der Spaltung lagen weniger Fragen des Prinzips zugrunde. Wir wenigstens haben den Eindruck gewonnen, dass es in der Hauptsache Meinungsdivergenzen über die zu

befolgende Taktik gewesen sind, die viel dazu beigetragen haben, die Scheidung zu fördern. Und noch etwas spielte eine Rolle: das — Temperament! Ein Gemässiger, der es verstand, seine Kritik über Staat und Gesellschaft in temperamentvollen Worten vorzutragen, konnte leicht in den Verdacht geraten, ein Radikaler zu sein, während ein Radikaler, der nicht über dieselbe Gabe verfügte, Gefahr lief, als Gemässiger zu gelten. Die scharfklingende Phrase, mit Aplomb vorgebracht, gewann an Ansehen, mochte sie auch sonst recht inhaltlos sein. Sie wurde als Mut, als Unerschrockenheit vermerkt. Eine ruhige, sachliche Erörterung dagegen, die beweisen wollte, dass man nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen könne, musste es sich gefallen lassen, als Aengstlichkeit, als Lauheit ausgelegt zu werden. Selbstverständlich setzte es auch prinzipielle Differenzen. Hier waren es — wenn von den wenigen, die mit dem Anarchismus liebäugelten, ohne von ihm eine klare Vorstellung zu besitzen, abgesehen wird — hauptsächlich Meinungsverschiedenheiten über die Zweckmässigkeit der parlamentarischen Aktion. Hatte es für das Proletariat einen Wert, den Parlamentarismus in den Dienst der Arbeiterklasse zu stellen und für das allgemeine gleiche Wahlrecht zu kämpfen oder bedeutete die Beteiligung am Parlamentarismus eine Gefahr für den revolutionären Charakter der Partei, für die Reinhaltung ihrer Prinzipien? Ueber diese Fragen wurde viel und heftig gestritten, sie führten zu leidenschaftlichen Gegensätzen. Heute mutet der Streit etwas sonderbar an, wenn man bedenkt, dass der Arbeiterschaft zu der damaligen Zeit noch lange jede Möglichkeit benommen war, sich des Parlaments zu bedienen, weil ihr vor allem jene Waffe fehlte, die zur Beteiligung am parlamentarischen Leben unumgänglich notwendig ist: das Wahlrecht! Dass in manchen Fällen — unter den weniger geschulten Genossen — persönliche Sympathien oder Antipathien für oder gegen die bekannten Wortführer der Bewegung mitbestimmend waren, sich für die Gemässigten oder Radikalen zu erklären, unterliegt keinem Zweifel. Ueberhaupt artete der Zwiespalt hier und da zu gehässigen persönlichen Verunglimpfungen aus, die tief verbitterten und eine Annäherung ungemein erschwerten.

Die Anhängerzahl der beiden streitenden Teile hielt sich ziemlich die Wage. Nach aussen hin hatte es den Anschein, als ob die Radikalen die grosse Mehrheit auf ihrer Seite gehabt hätten. Aber nur deshalb, weil sie es unleugbar besser verstanden, sich in Szene zu setzen. An Rührigkeit, an Agilität waren sie den Gemässigten unbedingt überlegen. Sie liessen sich trotz des Aufmarsches der Reaktion nicht davon abhalten, ein Jahr nach der Knebelung des „Arbeiterfreund“ zur Gründung eines neuen Blattes zu schreiten: es erschien der „Radikale“, der den von der Peukertschen „Zukunft“ in Wien propagierten Tendenzen huldigte und im übrigen von den sogenannten Gemässigten auch viel gekauft und gelesen wurde. Das Blatt teilte bald das Schicksal des „Arbeiterfreund“. Wer von den Genossen, die dem Blatte vorstanden, nicht zum zweitenmal Bekanntschaft mit den Kasematten des Prager Landesgerichts machen wollte, musste sich durch die Flucht ins Ausland in Sicherheit bringen.

Es ist behauptet worden — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — dass, wenn von den Wortführern der sogenannten gemässigten Richtung mit derselben Unermüdlichkeit gearbeitet worden wäre, wie das von den leitenden Genossen der Radikalen konstatiert werden musste, die Spaltung in der nordböhmischen Arbeiterbewegung keinen grossen Umfang gewonnen hätte. Es liegt im Charakter der nordböhmischen Arbeiter, dass sie der Phrase, die mehr glänzt als sagt, abgeneigt sind. Wenn sie sich trotzdem spalteten, so ist das angesichts der Stimmung, in die sie durch das Gewaltregime der Taaffeschen Regierung hineingehetzt wurden, politisch und psychologisch erklärlich. Kein Wunder, dass viele sonst klare Köpfe an sich selber irre und Ideen zugänglicher wurden, die der Gewalt wieder mit Gewalt begegnen wollten. In Momenten wild aufquellender Verzweiflung geht die kühl das Kräfteverhältnis abwägende Besonnenheit leicht unter. Es hiesse übrigens die Tatsachen ins Gegenteil verfälschen, wollte man die Behauptung wagen, dass diejenigen Genossen, die sich als radikal bezeichneten, nach einer plan- und sinnlosen Gewalttaktik gestrebt haben. Das mag bei einzelnen der Fall gewesen sein, für die man die grosse Mehrheit nicht verantwortlich machen kann. Richtiger ist, dass sie in aufschäumender Empörung über die Drangsalierung eine Aenderung der Taktik für geboten wähten, ohne recht zu wissen, was eigentlich geschehen solle. Es wäre die

ärgste Verleumdung, würde jenen Genossen, die den Vorwurf zu weitgehender Mässigung erdulden mussten, nachgesagt werden, dass sie entschlossen gewesen wären, von ihrer sozialdemokratischen Ueberzeugung irgend etwas preiszugeben. Gerade von ihnen wurde das sozialdemokratische Parteiprinzip in unversehrter Reinheit gehütet, trotz der Kränkungen und Schmähungen, mit welchen sie überhäuft wurden. In Wirklichkeit waren die Bezeichnungen „gemässigt“ und „radikal“ leere Schlagworte. Wäre es anders gewesen, die Einigung, die nach der jahrelangen verwirrenden Spaltung angebahnt wurde, wäre sonst ungleich schwerer zustande gekommen.

Und die Einigung kam, sie brach sich siegreich Bahn und Männer, die eine Zeitlang einander verbittert gegenübergestanden, fielen einander wieder versöhnt in die Arme.

Zu Beginn der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre begannen die Verfolgungen abzuflauen, es schien unter den Verfolgern selbst eine Ermüdung eingetreten zu sein. Neue Vereine sprossen empor, nicht mit einem Schlag zwar und vielfach unter dem harmlosen Aushängeschild von Gesangsvereinen etc. Auch die Spannung zwischen den beiden Parteigruppen liess merkbar nach und machte einer fortschreitenden Ernüchterung Platz. Die entzweiten Genossen traten einander wieder näher und die noch fortbestehenden Meinungsdivergenzen hinderten nicht, dass in manchen Orten Gemässigte und Radikale gemeinsam darangingen, neue Organisationen ins Leben zu rufen. In solchen Augenblicken einer aufdämmernden besseren Erkenntnis bedarf es oft nur des rechten Mannes, des rechten Wortes, um die Gegensätze auszugleichen und eine völlig veränderte Situation zu schaffen. Und es fand sich der rechte Mann und das rechte Wort: Genosse Doktor Adler und die von ihm herausgegebene Wiener „Gleichheit“. Die Einigung wäre — in Nordböhmen wenigstens — sicher auf jeden Fall erfolgt, denn sie lag sozusagen in der Luft. Dass sie um ein bedeutendes beschleunigt wurde, bleibt das unvergängliche Verdienst des Genossen Dr. Adler.

Die ersten Nummern der „Gleichheit“ wurden lebhaft begrüsst. Das war die Sprache, die man seit langem ersehnt hatte, von einem Blatte geführt, dass weder eine „gemässigte“ noch eine „radikale“ Vergangenheit hatte. Sie wirkte Wunder. Mancher Genosse stand dem Blatte, das einen für österreichische Verhältnisse ganz ungewohnten Ton anschlug, zwar mit Misstrauen gegenüber. Im allgemeinen jedoch war man von der Ehrlichkeit des neuen Blattes überzeugt. Es eroberte im Sturm die Gehirne und Herzen und schlang um die Entzweiten ein frisches Band der Eintracht. Man suchte das Vergangene zu vergessen, denn man erkannte, dass die Trennung ohne triftigen Grund erfolgt war. Als später Genosse Dr. Adler nach Nordböhmen kam, um in einer Zusammenkunft mit den Vertrauensmännern — in der Nähe von Reichenberg und in der Nacht auf freiem Felde, bei ausgestellten Wachtposten — durch persönliche Aussprache die letzten Differenzen zu bereinigen, fand er im grossen und ganzen bereits eine gesammelte Partei vor. Was sich noch abseits stellte, war nicht von Belang. Und als im Herbst 1888 in dem grossen Saal des „Kolosseum“ in Paulsdorf eine Massenversammlung stattfand, die den Delegierten zu dem denkwürdigen Hainfelder Parteitag zu wählen hatte, war der Gegensatz zwischen den einstigen Gemässigten und Radikalen vollständig geschwunden. Einstimmig erfolgte meine Wahl als Vertreter des Reichenberger Industriezentrums. Der Parteitag in Hainfeld hatte auf die vollzogene Einigung nur das Siegel aufzudrücken.

Wie nach einem harten Winter die wärmende Frühlingssonne doppelt erquickt und mit elementarer Macht junges Leben in der Natur hervorzaubert, so blühte die nordböhmisches Arbeiterbewegung nach der Ueberwindung der ärgsten Reaktionsepoche und Spaltung zu frischem Glanz auf und entwickelte sich in aufsteigender Linie prächtig weiter. Wenige Monate nach dem Einigungskongress war die Gründung eines neuen Parteiblattes zu einem unabweisbaren Bedürfnis geworden: es erschien der „Freigeist“. Zeitungsstempel und Kautionspflicht machten es zu jener Zeit unmöglich, das Blatt öfter als zweimal im Monat herauszugeben. Es fand reissenden Absatz, seine Auflage stieg von Nummer zu Nummer, so dass es bald in einer Auflage von 8000 Exemplaren gedruckt werden musste, eine für die damaligen Verhältnisse sehr respektable Ziffer. Um die verloren gegangene Fühlung mit den Genossen im Erzgebirge und westlichen Böhmen zu gewinnen, durchwanderte ich wie ein Handwerksbursche — mit einem Tornister auf

dem Rücken, in welchem ich mein ganzes Hab und Gut durch einige Wochen mit mir herumschleppte — die langgestreckte deutsche Sprachzone von Warnsdorf bis hinab nach Eger, meistens mit offenen Armen empfangen, hin und wieder aber auch auf Misstrauen stossend; hatte man doch zum Beispiel in einem kleinen Orte mich im Verdacht, ein — Schwindler zu sein. Ueberall begann es frisch zu grünen, Tausende Hände regten sich, fleissig aufzubauen, was Reaktion, Verfolgung und selbstmörderischer Bruderzwist niedergerissen hatten. Mit verjüngter Kraft trat die Partei, die Taaffe mit Gendarmenfäusten hatte niederringen wollen, auf den Plan.

Zwanzig und mehr Jahre sind seit jener Sturm- und Drangperiode verflossen, allein sie haftet noch so frisch in unserer Erinnerung, als trennte uns nicht ein Vierteljahrhundert von ihr. Wir sehen im Geiste die zahllosen, ungeheuren Hindernisse, die sich einst unserem Vorwärtsschreiten, schier unüberwindbar entgegengestemmt haben. Sie wurden alle hinweggeräumt, alle bezwungen, Zeugnis ablegend von der gigantischen Entschlossenheit, die dem von der Erkenntnis seiner Klassenlage und seiner weltgeschichtlichen Aufgabe durchdrungenen Proletariat innewohnt. Wer will, wer kann es verübeln, dass angesichts einer solchen Vergangenheit unsere Brust mit Siegeszuversicht für die Zukunft erfüllt ist!

Karl Renner: Sympathien und Antipathien

Ganze Heersäulen von Europäern hat seit der Entdeckung von Amerika der Drang oder der Druck des Kapitalismus jährlich über fremde Meere und Länder gewälzt. Bald waren es räuberische Konquistadore mit der Flinte, bald friedliche Pflanze mit dem Pfluge, bald Kaufleute, die in Form von Verträgen raubten und Länder mit der Sklavenpeitsche urbar machten. Dieser Strom der „Kolonisation“ ergoss sich in der Linie des geringsten Widerstandes zunächst in das Land der Wilden und Barbaren. Die alten Kulturländer des Orients besuchte aber vor dem Krieger der Kaufmann, dem Pflanze gaben sie, selbst übervölkert, keinen Raum. Aber nachdem die Welt der Wilden und Barbaren verteilt ist, treibt der kapitalistische Expansionsdrang die Staaten Europas mit bewaffneter Macht gegen die geschichtlichen Kulturstaaten des Orients als die letzten zu erstürmenden Bastionen. Indien ist gefallen, Aegypten besetzt, aber noch stehen am Ausgang des 19. Jahrhunderts die Türkei, Persien, China — eine grosse, reiche Beute. Da geschieht das Unerwartete: Japan widersteht allen Mächten, Japan besiegt Russland und wirft die halbeuropäisch-halbasiatische Despotie des Zaren nieder. In wenigen Jahren erleben wir das grandiose Schauspiel, dass auch die Türkei, dass Persien, ja selbst China erwachen. Die kapitalistische Expansion hat mit dem Lärm ihrer Waffen die Scheintoten des Orients aus den Grüften erweckt. Noch können sich die europäische Diplomatie, die kapitalistische Journalistik, die europäischen Kabinette von dem jähen Schrecken nicht erholen, der sie fasste, als sofort nach der Entrevue von Reval mitten unter den hadernden Erbschleichern der totgeglaubte Osmane als lebensfrischer Jungtürke erschien — da machten sie alle Knixe und gratulierten griesgrämig zur Genesung.

All der jähe Schreck, die Enttäuschung, das neidvolle Misstrauen, die eifernde Galle über dieses Wiedererstehen suchte ein Ventil und fand es, als Aehrenthal diesen allerkritischsten Moment in der Psyche Europas auswählte, um Bosniens Okkupation in Annexion zu verwandeln. Was! Der schwächste, der verachtetste Nebenbuhler sollte allein ein Stück des Erbes sich zu arrogieren wagen? Unerhört! Welche Kränkung des Völkerrechtes! Und einmal im Zuge, polterte nun in allen Sprachen der losgebundene Hass und Neid des beutegierigen Imperialismus los, den sonst die Diplomatie in ledernen Noten und Reden vergeblich zu verhüllen gestrebt hatte. Alle völkerrechtlichen Fragen waren wieder aufgerührt, ein europäischer Krieg schien plötzlich nahe und noch ist die Gefahr nicht gebannt.

Diese jüngste Phase kapitalistischer Expansionspolitik sieht das Proletariat aller Zungen mit gleichem Ingrim und gleicher Sorge wie alle vorangegangenen. Ganze Arbeitergenerationen sind in Ueberarbeit und Hunger verkommen, um jene Mehrwerte

akkumulieren zu lassen, die als Handelskapital, als Anlagekapital der Kolonisation dienen. Die kapitalistischen Krisen haben die Heersäulen von Auswanderern mit der Peitsche der Arbeitslosigkeit von Land zu Land gejagt. Die Ausfuhr des Wertproduktes der Ueberarbeit und der Massen der Ueberbevölkerung hat den Ländern der Wilden Kapital und Arbeit gebracht. Wo der Druck des Kapitals nicht zureichte, haben die Schergen der Staatsmacht nachgeholfen. Englische Sträflinge haben Australien zuerst besiedelt, russische Verbannte Sibirien. Mit Blut und Tränen sind die Wege dieser neuzeitlichen Völkerwanderung gedüngt, Armut lässt sie zurück und Schrecken verbreitet sie vor sich. Das europäische Proletariat hat diese Expansion mit seinem Schweiß, mit seinem Blut, mit seinen eigenen Kindern bezahlt — sie aber dient im Grunde einer müssigen Klasse von Besitzern exotischer Wertpapiere, einer profitgierigen Kaste von kommerziellen und industriellen Kartellisten.

Das Proletariat aller Zungen ist einig in der leidenschaftlichen Verurteilung dieser Expansionspolitik, die heute den bestimmten Charakter dieser Zeitphase, den Charakter des Imperialismus angenommen hat und jede sozialdemokratische Arbeiterpartei steht in scharfem Kampf mit den Imperialisten des eigenen Landes, die englische wie die russische, die französische wie die deutsche. Waren wir Oesterreicher durch die Armseligkeit unseres Staatswesens bisher jedes solchen Kampfes enthoben, so hat auch uns Herr Aehrenthal eine ähnliche Aufgabe gestellt durch sein bosnisches Abenteuer und auch die österreichische Sozialdemokratie hat im Kampf gegen den Versuch einer Expansionspolitik die gleiche Stellung eingenommen wie ihre Bruderparteien.

Diese gleichmässige Verwerfung in Prinzip und Praxis hat indessen nicht gehindert, dass man im Uebel Grade unterschieden, in der Leidenschaft des Urteils verschieden weit gegangen ist. Und in der Tat kann das, was auf allen Seiten schlimm ist, auf einer schlimmer als schlimm, kann hassenswert und übergefährlich sein oder scheinen.

In der letzten Balkankrise kommen, wie Otto Bauer in dieser Zeitschrift wiederholt ausgeführt hat, zwei Gruppen von Mächten in Widerstreit, der britische und der deutsche Imperialismus je mit seinen Mitinteressenten. Und dieser Widerstreit ist umso gefährlicher, als seit der Ausschaltung oder Schwächung Russlands der Gleichgewichtszustand Europas auf längere Zeit hinaus nicht gegeben sein wird. Russlands Schwäche macht es augenblicklich zum Gefolgsmann Englands und Russland folgt das befreundete Frankreich. Die englisch-russische Entente von Reval, die jüngste Balkanentente zwischen Italien und Russland, die ganze Einkreisungspolitik Englands gegen Deutschland vereinigen auf der einen Seite die Westmächte, Russland und wohl auch Italien, isolieren auf der anderen Seite Deutschland und Oesterreich in Mitteleuropa. Die westöstliche Entente gegen die Mittelstaaten — diese Formel drückt etwa den heutigen Wettkampf der Hauptgruppen und Hauptrichtungen der kapitalistischen Expansionspolitik aus.

Obwohl nun das internationale Proletariat jeder Gruppe redlich die Ausdehnungs- und Kriegstendenzen im eigenen Lande bekämpft, so ist doch eines auffällig: dass nämlich die Tendenzen der westöstlichen Entente heute allem Anschein nach nicht auf so leidenschaftlichen Hass stossen, wie jene der Mittelstaaten. Augenscheinlich ist, dass die sogenannte „Ländergier“ Oesterreich-Ungarns und die Herrschaft des Deutschen Reiches als das Schlimmere des Schlimmen gilt, wenn wir die Presstimmen, auch aus unseren Reihen, abwägen. Wir sind gezwungen, uns über die Ursachen dieser Erscheinung Rechenschaft abzulegen. Denn auffällig ist sie immerhin.

Ist doch England der Staat jener Bourgeoisie, die mit allen Mitteln der Gewalt, des Rechts und des Rechtsbruches die allermeisten Länder zur kapitalistischen Ausbeutung unterworfen hat. Was ist Bosnien gegen Aegypten, was Deutsch-Afrika gegen das Land der Buren, was ist aller Kolonialbesitz eines anderen Staates gegen Indien! Gewiss hat heute Englands Herrenklasse ihre besonderen, zum Teile humaneren, dann aber gewiss umso perfideren Mittel der Kolonisation und Kolonialherrschaft, gewiss sichert Englands Herrschaft den unterworfenen Ländern bei der allermethodischsten Ausbeutung wenigstens den einen Vorteil der Methode, der Ordnung, bei tunlichst geringem Druck und grösstmöglicher kapitalistischer Investition. Aber selbst dieser relative Vorzug fällt für den prinzipiellen Gegner des Kapitalismus nicht allzu sehr ins Gewicht, insbesondere im Angesicht der unermesslichen Ausdehnung dieser Ausbeutung in Indien. Der Zarismus aber hat die

ökonomische Ausbeutung gehäuft mit politischer Knechtung und zugleich mit der korruptesten Rechts- und Verwaltungsunsicherheit, mit der geistigen Rückständigkeit. Daneben steht auf seinem Schuldkonto die grausame Henkerarbeit an der russischen Arbeiterschaft und die ständige Bedrohung der ganzen europäischen Demokratie. Wie die bestehende Duma diese Schuld und Gefahr mindern wird, ist noch abzuwarten.

Und diesen zwei grössten Kolonialmächten, diesen zwei Bourgeoisien mit der ausgedehntesten Herrschaftssphäre steht Deutschland mit einem schlechten, ertraglosen, geringfügigen Kolonialbesitz und Oesterreich-Ungarn mit seinem Bosnien gegenüber. Diese Tatsache zwingt uns die Frage auf, warum in den Augen selbst der proletarischen Welt das Mass ihrer Schuld schwerer wiegt als jenes der Grossherrin der Meere und des Grossherrn der Länder.

Was das Deutsche Reich betrifft, so ist die Ursache sofort klar. In keinem Lande der Welt bestehen nebeneinander eine so hohe allgemeine Bildung und Reife des Volkes einerseits und eine über alles anmassende, herrische, autokratische Staatsverwaltung, eine gleich brutale, rücksichtslose, sozial verhärtete Bourgeoisie andererseits. Der englische Bourgeois fühlt doch einigermassen sozial, der französische hat sich politisch mit der Demokratie abgefunden. Der deutsche Bourgeois aber trägt schamlos seinen Hass gegen die Arbeiterklasse, seinen Widerwillen gegen die Demokratie zur Schau, während Kaiser und Junker ebenso rückhaltslos ihre angemassete Superiorität gegenüber der Volksgesamtheit bekunden. Sedan hat die Staatsgewalt und ihre Träger, das grosse Verdienen nach dem Milliardensegel hat den Bourgeois mit grenzenlosem Hochmut geschlagen, dieser doppelte Hochmut hat den doppelten Hass des Proletariats auch redlich verdient und auch alle nichtdeutschen Proletarier fühlen ihn mit. Nach aussen hin hat dieselbe Geistesverfassung die Bramarbasaden Wilhelms II. gezeitigt, welche eine ganze Welt verdrossen und verletzt, eine ganze Welt des Hasses für den deutschen Namen gezüchtet haben. Und es ist nur ein Zug in diesem Bilde des preussischdeutschen Systems, wenn jüngst in der Türkei die Gottesgnadenweisheit der deutschen Diplomatie die jahrelange Hätschelung des Sultans mit dem Verlust des Vertrauens im türkischen Volke selbst jählings bezahlt hat.

Nichtsdestoweniger aber lässt dieses Verschulden der Hohenzollern, der Junker und der hochkapitalistischen Kreise Deutschlands heute die grosse Ueberzahl der deutschen Nation, von der ein Drittel sich zur Sozialdemokratie bekennt, von der das ganze Süddeutschland jenem Hochmutsexzess sich fernhält, über das verdiente Mass büssen. An Eroberung durch Gewalt ist doch das Deutsche Reich mit Russland, an kolonialisatorischer Unterwerfung mit England unvergleichbar — an Gier nach Eroberung aber gibt eine kapitalistische Bourgeoisie der anderen nicht nach. Die proletarische Internationale hat keine Ursache, moralisch Unterscheidungen zu machen, politisch aber birgt der mächtigere Despotenwille des Moskowitertums die grössere Bedrohung des europäischen Proletariats in sich als die durch drei Millionen sozialdemokratische Stimmen gebändigte Imperatorenromantik Wilhelms II. Die auf dem Wahlunrecht aufgebaute Duma und die vorübergehende englische Entente ändern nichts an der Tatsache, dass der Zarismus der Haupt-
eind des europäischen Sozialismus ist und bleibt.

Was unsere französischen Genossen seinerzeit trotz der Allianz verstanden haben wird dem englischen Proletariat trotz der Entente nicht unerkannt bleiben.

Und ebensowenig kann die Wollust Wilhelms an Kürassierstiebeln und blanken Säbeln, an militärischer Dekoration, seine ganze Makkabäerphantasie, die ihn an die Spitze siegreicher Heerscharen wider Hunnen und Chinesen versetzt, darüber hinwegtäuschen, dass das Deutsche Reich — trotz des bösen Willens seiner Herren — tatsächlich eine Friedensmacht ist. Es wäre angezeigt, wenn wir Marxisten auch darin beherzigen wollten, dass man die Menschen und Staaten nicht darnach beurteilen darf, wie sie sich selbst geben, sondern darnach, was sie kraft der tatsächlichen Verhältnisse sein müssen. Die deutsche Nation ist im gewöhnlichen Lauf des politischen Alltags zur Hälfte politisch indolent, zur Hälfte politisch ohnmächtig gegen das rhetorische und dekorative Getue seiner Junker — aber sie kann im Ernstfalle nicht so handeln, weil das keine Nation kann. Das jüngste, im ganzen noch wirklich klägliche Sich-Ermannen ist ein Symptom dafür, dass auch eine durch vierzig Jahre friedlichen Geldverdienens

politisch imbezill gewordene Nation in der Stunde der Not sich besinnt, Deutschland kann, mitten zwischen waffenstarrten Staaten gelegen, einen Krieg nur unter den aussergewöhnlichsten Umständen und dann nur unter dem Risiko wollen, dass der deutsche Boden wieder wie im Dreissigjährigen Krieg das Schlachtfeld Europas werde. Zudem winkt ihm keinerlei lohnenswerter Preis des Sieges.

Ganz anders aber England. Den Frieden im Lande garantiert ihm der Ring der Wogen um seine Küste, den Krieg auswärts führt es unablässig. In den letzten vierzig Jahren hat es unablässig Krieg geführt und in diesem Kriege riskiert es nicht den unterschiedslosen Bürger, sondern geheuerte Proletarier. Die englische Bourgeoisie führt ihre Kriege gegen bar und ohne persönliche Opfer, ohne Risiko des Heimatlandes und der Siegespreis sind grosse Reiche, noch grössere Reichtümer. Und wo Englands Bourgeoisie nicht Kriege führt, stiftet sie Kriege an. Das offene Verbrechen des deutschen Militarismus, der das Land und den Bürger schlägt, fordert unseren leidenschaftlichsten Kampf heraus, aber der britische Militarismus der Soldtruppen und Kolonialarmeen, die britische Diplomatie der internationalen Giftmischerei — dieses System heuchlerischer und feiger Tücke, das die Habsucht hinter Sittensprüchen verdecken will, ist und bleibt heute wie jemals der Erzfeind des Friedens dieser Welt!

Das dürfen auch die Sozialdemokraten Deutschlands den mutigen Bekämpfern des britischen Imperialismus, den englischen Genossen glauben.

In dieser Abstufung der Gefahren liegt natürlich keine Abstufung von Charaktereigenschaften ganzer Nationen. Die gleiche, gleich starke imperialistische Neigung der Bourgeoisien äussert sich eben verschieden unter verschiedenen politischen und ökonomischen Bedingungen und Machtverhältnissen.

Wenn Oesterreich-Ungarn in den Händeln der grossen Welt heute der Genosse des Hasses Deutschlands ist und in den jüngsten Ereignissen der Hauptstein des Anstosses geworden, so verwundert uns das nicht. Das ist das gerechte Erbe Metternichs, der wohlverdiente Nachlass aus der Zeit des Bachschen Absolutismus. Aber wenn man dieser Misere eines Staatswesens, das sich Oesterreich-Ungarn nennt, dieser kombinierten Hilflosigkeit von Dynastie, Regierungen und Völkern, die sich unter dem Titel einer Grossmacht vor Europa schamvoll versteckt, in London und Petersburg finstere Pläne oder gar die Macht zur Ausführung solcher Pläne andichtet, so tut man unserer Armlosigkeit wirklich bitter Unrecht. Wir österreichischen Sozialdemokraten führen unseren revolutionären Kampf unter gar sonderlichen Umständen, die auch der achtsame Genosse auswärts nicht leicht restlos begreift. Eher als Machthunger und Expansionsstreben bei uns einen Krieg herbeiführt, ist zu fürchten, dass ihn die selbstlose Dummheit der Herrschenden oder die übergrosse Schwäche des Landes provoziert. So war Aehrenthals Souveränitätserstreckung nicht zwecks „Eroberung“ Bosniens, sondern zum Zwecke seiner Verteidigung gegen die serbische Irredenta gedacht — eine beschränkte Massregel, die uns durch ihre Beschränktheit bald in einen Krieg verwickelt hätte. — Die Schwäche Oesterreichs aber ist eine permanente Kriegsgefahr, solange die Chéradames in Paris in ihren nationalistischen Hoffnungen oder Befürchtungen und die englischen Imperialisten bei ihren Berechnungen von einem „zerfallenden Reiche“ sprechen. Nicht auf den kräftigen Willen Oesterreichs, sondern auf seine inneren Wirren stellt die westöstliche Kriegspartei ihren Kalkül. Und so verrät es einen hohen Grad von Heuchelei, wenn zugleich jenem Staate, von dessen Schwäche man zu profitieren ausgeht, eine finstere, gemeingefährliche Machtpolitik zugeschrieben wird.

Dabei übersieht die Publizistik des Westens, dass das heutige Oesterreich mit fast durchaus demokratischen Parteien und einer sozialdemokratischen Fraktion von 89 Mann nicht mehr das Oesterreich Metternichs oder Bachs ist. Oesterreich besitzt ein besseres Wahlrecht als das Deutsche Reich, ein breiteres als England. Freilich steht mit dieser Demokratie der Gesetzgebung die alte bureaukratische Form der Verwaltung in Widerspruch — aber die Verwaltung ist weniger bureaukratisch als jene Frankreichs, sie und die Rechtspflege unendlich mehr von sozialem Geiste berührt als jene Deutschlands und selbst, wie jüngste Entscheidungen aufweisen, jene Englands. Die Publizistik des Westens — vor allem unsere Parteipublizistik — wird nicht umhin können, die Verfassungsänderung von 1905 und die damit verbundenen System-

wechsel auf dem Konto der inneren und äusseren Politik zu registrieren.

Tut sie das, so wird ihr die politische Funktion Oesterreichs — die es hat, auch wenn seine Staatsmänner weder darum wissen noch sie wollen — gegenüber dem Balkan und Russland nicht länger verborgen bleiben. Oesterreich hat trotz aller Versuche keine einzige der mitteleuropäischen Nationen entnationalisiert oder politisch geknechtet, sondern — mit oder ohne Willen — die Nationen konserviert — mit Volks-, Mittel- und Hochschulen ausgestattet und insbesondere die West- und Südslawen so gegen den panslawistischen Zarismus immunisiert. Es hat der polnischen Nation gegen Zarismus und Haktismus eine Zuflucht eröffnet, gleichsam eine Stätte der Ueberwinterung, es behütet die ukrainische Nation vor dem Einschmelzen in die grossrussische, es bereitet eine staatliche Konsolidierung der Südslawen auf demokratischer Basis vor — wider den Willen der Staatslenker, bloss kraft der eigenartigen internationalen Natur dieses Staates. Die nationale und demokratische Entwicklung Oesterreichs muss auf die Dauer das heutige russische System unterhöheln, zugleich ist diese internationale Völkeragglomeration zwischen Alpen, Karpathen und Balkan als Puffer zwischen dem Osten und Westen selbst ein Stück Friedensgarantie Europas. Dies dank seiner internationalen Zusammensetzung und dank der ständigen Kontrolle, welche die österreichische Arbeiterschaft an der Politik des Staates zu üben in der Lage ist — nicht etwa dank einer Weisheit oder Mässigung seiner herrschenden Kreise.

Noch leben freilich in unserem Lande machtvolle Erinnerungen von Anno 1830 und 1855, mit ihnen liegen wir im Kampfe und sie kleiner erscheinen zu lassen, als sie sind, haben wir keine Ursache. Aber über die Zeit und über ihren Grad hinaus leben sie fort in der öffentlichen Meinung des Westens. Wenn Ferdinand Lassalle 1859 schrieb: „Oesterreich ist ein reaktionäres Prinzip“, wenn er Oesterreich als das Hindernis des Sieges der Demokratie in Europa, als Hindernis ihres Fortschreitens nach dem Osten denunzierte, so war das vor 1866 und bis 1905 richtig, aber für heute und für alle Zukunft ist es falsch, ist das gerade Gegenteil wahr. In diesem halben Jahrhundert seit Lassalles „italienischem Krieg“ hat die europäische Demokratie (natürlich lange nicht der Sozialismus) diese Barriere eingenommen und befestigt und hat sie zu verteidigen. Gegen die Einschmelzung der Nationen des Ostens in den russischen Imperialismus, in das Moskwitertum, ist vielmehr Oesterreich heute das einzig denkbare Bollwerk.

Wir leben heute in der bürgerlichen Welt — sie ist nicht die unsere. Eine österreichische kapitalistische Expansionspolitik — wenn und soweit eine solche einsetzt, ja einsetzen kann — wird auf die leidenschaftlichste Abwehr der österreichischen Sozialdemokratie stossen. Nicht um eine Gutheissung einer solchen handelt es sich uns. In der Verwerfung einer solchen kapitalistischen Eroberungspolitik stehen wir mit unseren englischen und französischen Genossen in einer Front. Aber die Bevorzugung an Hass und Furcht, mit der man heute vielfach die Mittelmächte auszeichnet, scheint uns im höchsten Grade unangebracht und gefährlich. Denn auch in ihr liegt ein Stück Gefährdung des Weltfriedens, dem wir alle, jeder in seinem Bereiche, redlich dienen wollen.

Uns österreichischen Sozialdemokraten obliegt indessen die Aufgabe, nicht bloss die geographisch gegebene Funktion Oesterreichs — als Vorbastei der politischen Demokratie, der nationalen Autonomie und der proletarischen Emanzipation gegen den Osten — dem Auslande gegenüber festzustellen, sondern sie vor allem dem Lande selbst und seinen Beherrschern nach Kräften aufzuzwingen. Wir haben dies begriffen, als wir der Krone und der Bureaukratie die Wahlreform aufzwingen; und obschon wir zunächst nur an uns selbst dachten, war uns wohl bewusst, dass die österreichische Wahlreform mit die Fortführung der ungarischen zum Gefolge hat, dass die vollzogene Wahlreform in Oesterreich auch die Sache der Verfassung in Russland stützt — wie ja umgekehrt die russische Revolution den Anstoss zur österreichischen Reform gegeben. In der Geschichtsepoche, in welcher der Osten erwacht, hat das Proletariat Oesterreichs, das an dem Tore des Ostens liegt, eine Mission im

* Der italienische Krieg II.

Osten, eine Mission, die es doch im Lande erfüllen kann, weil jede Errungenschaft nach Osten unmittelbar weiterwirkt. Dieser Zusammenhang muss unsere Tatkraft steigern, er fordert von uns die höchste Kraftanspannung, denn wir wissen, was wir für uns tun, das tun wir zugleich für eine erwachende Welt.

Die Erkenntnis dieser Aufgaben peitscht uns gegen die geltenden Verfassungszustände erst recht auf. Politische Demokratie, nationale Autonomie, soziale Gesetzgebung — Oesterreich braucht sie um seiner selbst, um seiner Zukunft, um des europäischen Friedens, um des erwachenden Ostens willen: Aber wir haben sie eben erst „in der Tendenz“, in Ansätzen! Ueber dem Lande liegt noch das Verwaltungssystem Bachs, der politische Geist des Konkordats, die Anmassung der Feudalität! — Und zusammengekettet ist das Land mit der betyrischen Zwangs- und Betrugsherrschaft, welche die Demokratie schändet, die Nationen erwürgt und das Proletariat massakriert, und diese Domäne der Brutalität und Niedertracht gefährdet schon durch ihre Nachbarschaft die Demokratie, die Nationen, das Proletariat Oesterreichs: Hier ist unser nächster Osten! — Welche Unsumme von Arbeit haben wir in unserem Ländergebiete zu verrichten, um zu erfüllen, was das Proletariat des Ostens und Westens von uns zu erwarten das Recht hat!

Otto Bauer: Marx und Darwin

Vor fünfzig Jahren, im Jänner 1859, hat Karl Marx das berühmte Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie“ geschrieben, das in wenigen knappen Sätzen den Grundgedanken seiner Geschichtsauffassung in heute noch unübertroffener Weise zusammenfasst; Marx hat es seiner Analyse der Ware und des Geldes vorausgeschickt, auf die er später das grosse ökonomische System des „Kapitals“ aufgebaut hat.

Im November desselben Jahres ist Darwins „Entstehung der Arten“ erschienen. Auf eine Fülle von Einzeltatsachen gestützt, hat Darwin durch die Kühnheit und Folgerichtigkeit seiner Schlüsse alle Vorgänger in den Schatten gestellt und der Biologie für Jahrzehnte ihre Bahn vorgezeichnet.

Schon einzelne Zeitgenossen erkannten die Verwandtschaft von Darwins und Marxens Werk. Heute können wir ein halbes Jahrhundert ihres Wirkens überschauen; was beiden gemein ist, tritt nun deutlich hervor.

Das Jahrzehnt, in dem die Grundgedanken beider Werke gereift sind, war eine Zeit überaus schneller Entwicklung des Kapitalismus. In diese Zeit fällt die schnelle Ausdehnung der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt, die Entdeckung reicher Goldlager in Californien, Australien und Neuseeland, die Gründung des Crédit mobilier und Crédit foncier, die Massenauswanderung nach Amerika; es war dies jene Zeit der Hochkonjunktur, die in der verheerenden Krise des Jahres 1857 ihr Ende fand. Der Staat stellte sich überall in den Dienst dieser Entwicklung. In England liess W. E. Gladstone von dem ganzen Zolltarif nur 48 Zollsätze bestehen; die britischen Truppen sicherten dem Kapital durch die Niederwerfung des indischen Aufstandes und durch ihre Siege in China ungeheure Absatzmärkte. In Frankreich förderte Napoleon III. die kapitalistische Entwicklung durch grosse öffentliche Arbeiten. Cavour bereitete Italiens Einigung vor. In Deutschland und Oesterreich wurde die Entwicklung des Wirtschaftslebens durch die Bauernbefreiung, durch die Verwaltungsreformen, durch grosse Eisenbahnbauten, durch die Zollverträge gefördert. So strebte das Bürgertum mächtig empor. Die bürgerliche Denkweise beherrschte das Geistesleben; aber das Bürgertum war seit den Tagen des Chartismus, der Junischlacht, der Oktoberrevolution ein anderes geworden. Der idealistische Rationalismus, dem alles Historische nichtig war, der den Staat und die Gesellschaft nach seinen Begriffen umschaffen wollte, schwand dahin; von den historischen Staatsgewalten besiegt und doch gefördert, des Aufstieges seiner Wirtschaft froh, stellte sich das Bürgertum mit beiden Füßen auf den Boden der Tatsachen. In diesem Jahr-

zehnt entstanden in Deutschland die Elemente nationalliberaler Realpolitik. Der Realismus herrschte in der Literatur und in den Künsten. Die Naturwissenschaft bestimmte das Denken der Gebildeten. Die klassische Philosophie wurde vom naturwissenschaftlichen Materialismus abgelöst. In diese Zeit der Triumphe des naturwissenschaftlichen Denkens fällt die Entstehung von Marx' „Kritik der politischen Oekonomie“ und Darwins „Entstehung der Arten“. Die Methode der modernen Wissenschaft, im Ausbau der Naturwissenschaften ausgebildet, erobert sich in diesen Werken zwei neue fruchtbare Provinzen.

Die moderne Naturwissenschaft ist von dem Streben geleitet, alle qualitative Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Welt unserer Erfahrung auf die von einheitlichen Gesetzen beherrschte, mathematisch erfassbare Bewegung eines elementaren Substrats zu beziehen. Diese Gesetze aufzusuchen, aus ihrem Zusammenwirken jede konkrete Erscheinung zu erklären, ist die Aufgabe des Naturforschers.

Die Mechanik hat alle qualitative Mannigfaltigkeit der Körperwelt aufgehoben in ihrem einzigen Dingbegriff, dem Begriff der Masse, und sie versucht es, alle die verschiedenen Gesetze, denen die Bewegung der Masse folgt, einem obersten Grundgesetz unterzuordnen.

Demselben Ziel sucht sich die Physik zu nähern. Sie begreift das Licht und den Schall als Bewegungen von Massen. Und im Bewusstsein kühner Forscher entsteht der Gedanke, es seien alle physikalischen Erscheinungen auf Bewegungen des Aethers zurückzuführen, deren Gesetze zu entdecken des Forschens letztes Ziel sei.

Die Chemie löst die unendliche Mannigfaltigkeit der Stoffe in eine begrenzte Zahl von Elementen auf. Sie entdeckt, dass die Eigenart der Elemente eine Funktion ihrer Atomgewichte ist. So bringt sie die Elemente in eine geordnete Reihe; sie ordnet die Elemente einem höheren Begriff unter als dessen durch das Atomgewicht bestimmte Arten.

Dieses Streben der Wissenschaft ist dem menschlichen Bewusstsein angeboren. Sein Keim ist in dem primitivsten Kausalurteil enthalten. Aber zur Entfaltung konnte es erst kommen, als eine ungeheure Umwälzung der menschlichen Daseinsweise das überlieferte Weltbild zerstört und die im menschlichen Bewusstsein schlummernde Neigung durch den tosenden Lärm, der den Umbau des ganzen Gesellschaftsgebäudes begleitet, aus Jahrhunderte währendem Schlaf erweckt hat. Mit den gewaltigen Umwälzungen im Zeitalter des Frühkapitalismus hebt die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft an. Sie hat sich ein Gebiet nach dem anderen erobert, bis sie an der Schwelle des modernen Kapitalismus das Leben selbst, das Leben der Arten und das Gesellschaftsleben der Menschen sich unterworfen hat. Das Streben nach der Schöpfung des Naturmechanismus erobert sich in der Arbeit Darwins und Marxens zwei neue Reiche. Darwin führt die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Arten zurück auf das elementare Substrat des organischen Lebens, das nach wenigen einfachen Gesetzen im Kampfe ums Dasein aus sich heraus die vielen verschiedenen Arten der Tier- und Pflanzenwelt hervorbringt. Marx führt die unendlich vielen Gestalten der sozialen Beziehungen, des Staats- und Rechtslebens, der wissenschaftlichen und religiösen Vorstellungen, der Urteile über das Gute und Schöne zurück auf das elementare Substrat der Seele des vergesellschafteten Menschen, die nach bestimmten Gesetzen mit der Wandlung der Produktivkräfte aus sich heraus jene mannigfachen Formen unseres Kulturlebens erzeugt. Beide haben es nicht mit dem Substrat zu tun, das ihnen als das Dauernde im Wechsel der Erscheinungen erscheint. Darwin fragt nicht nach dem Geheimnis des organischen Lebens; Marx überlässt die Erforschung der allgemeinen und im Laufe der Geschichte unveränderten Gesetze des menschlichen Seelenlebens den Psychologen. Beide forschen vielmehr nach den Gesetzen der Bewegung, der Entwicklung ihres Substrats. Darwin zeigt, wie die natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl, die Wirkungen des stärkeren oder schwächeren Gebrauches der Organe und die unmittelbare Anpassung an äussere Lebensbedingungen aus dem Urstoff des organischen Lebens immer neue Gestalten erzeugen. Marx zeigt, wie die Wandlungen im Daseinskampf der Menschheit in der Natur, die Wandlungen der Produktivkräfte in dem Urstoff des sozialen Lebens, in der Seele der gesellschaftlich lebenden Menschen, immer neue Erscheinungen auslösen, die sich in Ver-

änderungen der Sitte, des Rechtes, des Staates, in neuen Gestaltungen der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, in neuen sittlichen Werturteilen objektivieren. So erscheint beider Werk als eine neue Eroberung in dem siegreichen Feldzug des Menschengenies, nicht nur in ihrer Tragweite vergleichbar, sondern auch in ihrer Methode nahe verwandt jenen anderen Errungenschaften, die die Mechanik durch die Schöpfung des Begriffs der Masse, die Physik durch die Erklärung des Schalles als einer Luftbewegung und des Lichtes als einer Aetherbewegung, die Chemie durch die Aufstellung der geordneten Reihe der Elemente gewonnen hat.

Marx und Darwin haben das Reich der Wissenschaft ausgedehnt mit denselben Waffen, die vor ihnen die Begründer der modernen Mechanik, Physik, Chemie geschaffen und geführt hatten. Und doch erschien es als etwas durchwegs Neues, unerhört Kühnes, was sie getan.

Die Mechanik, die Physik, die Chemie handeln von einer seienden, dauernden Welt; ihre Gesetze scheinen zeitlos zu gelten. Darwin und Marx erforschen das Reich der fortwährenden Umbildung, Umgestaltung, Erneuerung. Das ist nun freilich kein Unterschied für den Logiker: denn die Gesetze der Mechanik und Physik haben nicht in anderer Weise zeitlose Geltung als die der Lebens- und der Gesellschaftswissenschaft: beide gelten, solange ihr Substrat besteht. Die Gesetze der Optik gelten, wo immer und solange die Erscheinungen des Lichtes erfahren werden; und Marx' Gesetze des Kapitalismus gelten, wo immer und solange es eine kapitalistische Produktionsweise gibt. Dennoch musste die Kühnheit des Versuches die Zeitgenossen verblüffen. Denn die Gesetzeswissenschaft musste ihre Herrschaft auf das offensichtlich Zeitliche, Historische ausdehnen, ehe die Menschen sich dessen bewusst werden konnten, dass auch die „ewigen ehernen Gesetze“ des Naturgeschehens an ein schlechthin gegebenes, also historisches, wenn auch für uns immer und überall gegebenes Substrat gebunden sind, ein historisches Element einschliessen.

Die Entwicklungsgesetze erschienen zunächst — und erscheinen den meisten noch heute — als Gesetze besonderer Art. Die Wissenschaft musste erst Gesetze von dem ewig sich wandelnden Leben entdecken, ehe sie erkennen konnte, dass die Einsicht, dass ein Lebewesen sich unter bestimmten Bedingungen nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt, oder die Erkenntnis, dass unter bestimmten gesellschaftlichen Beziehungen psychische Kräfte ausgelöst werden, die neue gesellschaftliche Beziehungen erzeugen, nicht anderer Art ist, als das ihr längst vertraute Gesetz, dass das Fortwirken einer Kraft eine Bewegung mit einer bestimmten Geschwindigkeit in eine Bewegung mit grösserer Geschwindigkeit übergehen lässt, — mag auch die Bedingung, an die das Gesetz die Wirkung knüpft, dort nur einmal im Laufe des Weltgeschehens, hier immer wieder und überall eintreten.

Es konnte dem Zeitalter nicht leicht werden, auch das Beseelte, Bewusste unter Gesetzen zu begreifen. Wohl ist der Keim des Grundsatzes, dass alles, was geschieht, etwas voraussetzt, worauf es nach einer Regel folgt — die „zweite Analogie der Erfahrung“ in Kants System — in allem menschlichen Bewusstsein enthalten und längst hatte er sich an der Erfahrung entfaltet, längst zu Versuchen geführt, auch das Fühlen, Denken, Wollen der Menschen der unendlichen Kausalreihe einzuordnen. Aber dem naiven Empirismus des gesunden Menschenverstandes wurde es nicht leicht, seine eigene Seele als das Erzeugnis der gestaltenden Arbeit der Umwelt zu betrachten, die sie aus dem Bewusstsein älterer Lebewesen in vielen, vielen Jahrtausenden hervorgebracht hat; und nicht leichter hat er begriffen, dass die Verhältnisse, die die Menschen im Kampfe um ihren Lebensunterhalt untereinander eingehen, zu einer äusseren Macht werden, die in dem Bewusstsein des einzelnen die Kräfte weckt, aus denen die Erscheinungen unseres Kulturlebens hervorgehen.

Marxens und Darwins Werke sind nichts als Betätigungen der Methode der modernen Wissenschaft auf neuen Arbeitsfeldern; aber gerade der Anwendung jener Methode auf den ihr nun unterworfenen Gebieten standen so gewaltige psychische Hindernisse entgegen, dass sie nur einer Zeit gelingen konnte, in der eine unerhörte Umwälzung im Leben der Menschen auch dem kühnsten Gedanken den Eingang in das Bewusstsein der Massen erschlossen hat. Ihre Werke waren erst möglich, nachdem der

Mensch die Naturgesetze nicht nur erforscht, sondern auch in der Fabrik in seinen Dienst gestellt hatte, nachdem er auf dem Waren- und Arbeitsmarkt erfahren, wie über den Entschliessungen der einzelnen unerbittliche Gesetze stehen, nachdem die Tendenz der Wissenschaft zur Reduktion aller qualitativen Mannigfaltigkeit auf quantitative Gesetze ihr Gegenbild gefunden hatte in der täglichen Praxis des Wirtschaftslebens, die alle die zahllosen und verschiedenen Waren zu blossen Wertmengen macht, nachdem der Kampf ums Dasein zur anschaulichen Wirklichkeit geworden war in den Klassen- und Konkurrenzkämpfen, die Wandlungen der Produktivkräfte in der Entwicklung des Fabrikssystems, die grosse Tatsache der Entwicklung in der technischen, sozialen und politischen Revolution. Darwin hat selbst sein Werk bezeichnet als „die Lehre von Malthus in ihrer Anwendung auf das ganze Tier- und Pflanzenreich“; Marx ist vom Studium der französischen Revolution und der englischen Oekonomie zur „Kritik“ gekommen. Die Menschen schaffen ihr Welt- und Gesellschaftsbild stets nach dem eigenen Ebenbild. Knechte, denen die Gnade des Herrn ihres Lebens Schicksal war, träumten von dem allgütigen Gott, dem guten Herrn des Himmels und von dem Wunder der Erlösung durch den Sklaventod am Kreuze; Bauern, deren Leben von der Geburt bis zum Tode in der Enge des Hauses, im Kreise der Familie abließ, ward die Geschichte der heiligen Familie zu dem grossen Ereignis des Weltgeschehens; Darwin hat die Konkurrenzkämpfe auf dem Warenmarkt und dem Arbeitsmarkt in die Natur, Marx hat die grandiose Entwicklung der Produktivkräfte, die das Zeitalter des Ueberganges von der Manufaktur zur Fabrik mit seinem ganzen Gefolge der politischen und sozialen Revolution erlebt hatte, in die Vergangenheit und in die Zukunft der Menschheit projiziert. Darwins Werk ist auf dem Markte, Marxens Lehre in der Fabrik entstanden.

So ward nun der Mensch mitten hineingestellt in die Natur. Was seit der allmählichen Zersetzung des alten religiösen Weltbildes die Philosophie vergeblich versucht hatte, was selbst in Hegels kühnem Bauplan misslungen war, ward nun in der Wissenschaft verwirklicht. Darwin hat die Species Mensch als eine Phase in der gesetzmässigen Entwicklung des organischen Lebens begriffen. Marx hat sich und uns die Aufgabe gestellt, zu erforschen, wie aus dem Daseinskampf der Menschheit in der Natur die einzelnen Gestalten des menschlichen Kulturlebens hervorgehen, von der unmittelbaren Arbeit zur Erzeugung unseres Lebensunterhaltes bis zu den zartesten Blüten der Wissenschaft und Kunst, die von allem wirtschaftlichen Interesse losgelöst sind, keinem wirtschaftlichen Interesse dienen und doch immer nur aus jener konkreten Gestalt der Psyche des vergesellschafteten Menschen hervorgehen, die auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Arbeitskräfte und Arbeitsmittel, der Waffen im Daseinskampf der Menschheit in der Natur ausgebildet worden ist. So wurde die Entstehung der Menschheit und die Entwicklung ihres Kulturlebens als ein Teil des gesamten Naturprozesses begriffen. Indem der Mensch zum Gegenstand der Naturwissenschaft wurde, erkannte er sich selbst als einen Teil der Natur. Darin spiegelt sich die daseinsfrohe Stimmung des Zeitalters, in dem die technische Revolution die Herrschaft der Menschheit über die Natur gestärkt, in dem der Staat in die Dienste der bürgerlichen Wirtschaft getreten war, in dem das Bürgertum die alten Tafeln zerbrochen, sich von lebensfremdem Idealismus und lebensfeindlicher Askese abgewendet hat. So erschienen den Zeitgenossen Darwins und Marx' Lehren als Bausteine zu dem Gebäude einer naturalistischen Weltanschauung, an dessen Aufrichtung ihr Zeitalter schaffensfroh arbeitete.

Aber diese innere Verwandtschaft beider Denkrichtungen hat viele verleitet, sie in allzu enge Beziehung zueinander zu setzen. Bald hat man die materialistische Geschichtsauffassung als eine notwendige Konsequenz der Abstammungslehre, als ihre Anwendung auf das gesellschaftliche Leben angesehen, bald wieder Marx' Lehren mit Argumenten aus Darwins Rüstkammer widerlegen zu können geglaubt: Freund und Feind haben oft verkannt, dass Darwin und Marx dem Denken Richtlinien gezogen haben, die in verschiedenen Ebenen menschlichen Wissens liegen; sie kreuzen einander in der Schnittlinie beider Ebenen, aber vom Kreuzungspunkt in verschiedenen Ebenen fortlaufend, berühren sie einander nicht mehr.

Den Gesetzen der Mechanik folgen auch die beleuchteten und erwärmten Körper,

aber darum löst sich doch die Optik und Wärmelehre nicht in der Mechanik auf. Die Gesetze der Physik gelten auch von den Lebewesen — aber darum kann die Physik doch nicht die Biologie in sich aufnehmen. So sind auch die gesellschaftlich lebenden Menschen den Gesetzen der Biologie unterworfen, ohne dass darum die sozialen Beziehungen der Menschen aufhören, ein selbständiger Gegenstand der Forschung zu sein, dessen Gesetze sich oberhalb der biologischen Gesetze aufbauen, in ihnen aber nicht aufgehen.

Dass der Mensch Güter bestimmter Art zur Reproduktion seines Lebens braucht, ist eine natürliche Tatsache; von der Abhängigkeit des Menschen als eines Naturwesens von dem Besitz und Genuss solcher Güter handelt die Physiologie und Biologie. Der Mensch ist sich dieser Abhängigkeit bewusst und er schätzt die Wichtigkeit der Güter für die Befriedigung seiner Bedürfnisse einerseits nach der Grösse des Vorrates an Gütern, andererseits nach der Rangskala seiner Bedürfnisse; von diesen für Menschen aller Länder, aller Zeiten, aller Produktionsformen unterschiedslos geltenden Gesetzen der Güterschätzung handelt die Psychologie. Solange wir bloss die objektive Bedeutung und die subjektive Schätzung der Güter erforschen, bewegen wir uns auf dem Gebiete der Physiologie und der Psychologie, aber noch nicht auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft. Erst wenn wir zeigen, wie sich Güterversorgung und Güterschätzung auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte gestalten, wie sich in ihnen bestimmte Produktionsverhältnisse, gesellschaftliche Beziehungen der Menschen, ausdrücken, treten wir in das Reich der Gesellschaftswissenschaft ein.

Diese Abgrenzung des besonderen Problems der Sozialwissenschaft hat Marx in der „Kritik“ in seiner Analyse der Ware vollzogen. Natürlich gelten auch in der kapitalistischen Warenproduktion die Gesetze der Psychologie; auch hier schätzt der Mensch die Güter nach der Grösse des Vorrats und nach dem Grade ihrer Wichtigkeit für die Befriedigung seiner Bedürfnisse. Und diese Rangskala der Bedürfnisse bleibt natürlich stets physiologisch bestimmt. Aber in der kapitalistischen Gesellschaft wird die Grösse des Vorrats an allen beliebig reproduzierbaren Waren durch die Zuwendung des Kapitals zu den einzelnen Produktionszweigen geregelt; das Streben der individuellen Kapitalien nach dem höchsten Profit ergibt die gesellschaftliche Tendenz zur Bildung der Durchschnittsprofitrate. So werden Vorrat und Bedarf immer wieder in ein solches Verhältnis zueinander gesetzt, dass das Spiel der individuellen Schätzungen als ihr Ergebnis den Produktionspreis ergibt, dessen Analyse auf den durch die gesellschaftliche Arbeit bestimmten Wert zurückführt. Die Bewertung der Ware, für die Psychologie nur ein individueller Schätzungsakt, ein Verhältnis zwischen dem einzelnen Menschen und einem nützlichen Gegenstand, wird von der politischen Oekonomie erfasst als das Endergebnis sozialer Beziehungen der Menschen zueinander, als ein Ausdruck konkreter gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse auf einer gegebenen Stufe der Entwicklung der Produktivkräfte. Die Analyse der Ware, wie sie zuerst in der „Kritik“ formuliert, später im „Kapital“ ausgestaltet wurde, ist eine Anwendung der Lehre von den Produktivkräften und Produktionsverhältnissen auf das Wirtschaftsleben unserer Zeit; sie bedeutet die Konstituierung der politischen Oekonomie als einer sozialen, von der Psychologie und Biologie losgelösten Wissenschaft.

Wie die politische Oekonomie von der Psychologie und Physiologie losgelöst ward, so scheiden sich auch die Begriffe, die den Produktionsprozess unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen beschreiben, von jenen, die in der Beschreibung der Produktion überhaupt entwickelt werden. Alle Produktion dient der Schaffung der für die Konsumtion bestimmten Güter; aber unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen erscheint die Konsumtion der Volksmehrheit als Reproduktion der Arbeitskraft, als ein Teil des Reproduktionsprozesses des Kapitals. Jede gesellschaftliche Produktion braucht Arbeitsmittel, Produktionsleiter, Arbeitende; nur unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen werden die Arbeitsmittel Kapital, die Produktionsleiter Kapitalisten, die Arbeitenden Lohnarbeiter. Jede Gesellschaft muss ihren Produktionsapparat immer wieder erneuern; nur unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen erscheint dies als Reproduktion des konstanten Kapitals. Jede Gesellschaft muss ihren Produktionsapparat erweitern, will sie den Güterbedarf der wachsenden Bevölkerung befriedigen; nur unter bestimmten gesellschaftlichen

Bedingungen ist die Erweiterung des Produktionsapparates an die Akkumulation des Kapitals gebunden.

Wie die soziale Wertlehre zur psychologischen Theorie der Güterschätzung, wie die „historischen Kategorien“ der politischen Oekonomie zu den „natürlichen Kategorien“ der Produktionstheorie verhält sich Marx' Geschichtsauffassung zu Darwins Abstammungslehre. Darwin lehrt uns zum Beispiel begreifen, wie der Daseinskampf der Gebirgsbewohner einen ganz anderen Menschentypus erzeugen muss als der Kampf ums Dasein, den die Menschen in der Ebene zu führen haben; diese Erkenntnis trifft für alle Produktionsstufen zu. Marx dagegen lehrt uns verstehen, wie sich der Daseinskampf der Menschen mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse verändert; die Lebensbedingungen der Gebirgsbewohner, die die Bergesmassen durchbohren und Eisenbahnlinien durch die Bergriesen hindurchführen, sind wesentlich verschieden von jenen ihrer Ahnen, die nur auf steilem Saumweg die Berge überschreiten konnten. Darwin zeigt uns das organische Leben, auch die Menschheit, als eine bildsame Masse, die von den äusseren natürlichen Daseinsbedingungen gestaltet wird; Marx zeigt uns die Menschen zwar auch als „Produkte der Umstände“, aber er zeigt auch, „dass die Umstände eben von den Menschen verändert werden“. Im Mittelpunkt seines Systems steht die „umwälzende Praxis“, die Selbsttätigkeit der menschlichen Gesellschaft in der Entwicklung ihres Daseinskampfes in der Natur. Dadurch erhebt sich seine Auffassung über die biologische, sie hat es nicht mehr nur mit dem Menschen als dem Geschöpf der Natur, sondern zugleich auch mit dem Menschen als Schöpfer seiner eigenen Daseinsbedingungen zu tun, dadurch gewinnt sie erst in den gesellschaftlichen Willensbeziehungen der Menschen das besondere Objekt ihrer Forschung. Da aber alle Willensbeziehungen der Menschen, auch diejenigen, die dem Kampf ums Dasein der Gattung völlig entrückt sind, doch nur als Erzeugnisse, als Ausgestaltungen jener psychischen Kräfte erfasst werden, die die Menschen in jenen Verhältnissen entwickeln, welche sie in der Führung dieses Daseinskampfes, in ihrer gesellschaftlichen Arbeit eingehen, bleibt doch der Mensch ein Naturobjekt, die menschliche Kulturentwicklung ein Teil des Naturprozesses. Indem Marx nicht die Menschheit als bildsamen Stoff, den die Natur gestaltet, sondern die Willensbeziehungen der Menschen zueinander betrachtet, schafft er eine von der Biologie losgelöste Sozialwissenschaft; und indem diese Willensbeziehungen zurückgeführt werden auf Produktionsverhältnisse, also auf die Arbeit der Menschen an der Reproduktion der Gattung, auf den gesellschaftlichen Daseinskampf der Menschheit mit der Natur und in der Natur, wird doch die Sozialwissenschaft ein Teil der Naturwissenschaft. Darum ist der Begriff der Produktion, der Arbeit der zentrale Begriff des Marxschen Systems: er erhebt uns über die Biologie, indem er uns die Geschichte der Menschheit als das Erzeugnis ihrer bewussten Selbsttätigkeit begreifen lässt, er verankert aber diese Geschichte doch wieder im Naturprozess, indem er die ganze Kulturentwicklung hervorgehen lässt aus jenem Zweig der menschlichen Tätigkeit, der der Gewinnung der Güter für unseren Lebensunterhalt dient, aus der besonderen Form, in der die Menschheit ihren Daseinskampf in der Natur führt. Und auch hierin ist Marx wieder ein Kind seiner Zeit. Aus Darwins Lehre spricht (wie seine Berufung auf Malthus beweist) die furchtbare Erfahrung von dem unerbittlichen Walten der Konkurrenzgesetze, denen die Menschen wehrlos erliegen; in Marx' Lehre von den Produktivkräften und Produktionsverhältnissen kündigt sich das stolze Selbstbewusstsein der Arbeiterklasse an: „Die Arbeit, sie erhält, die Arbeit, sie bewegt die Welt.“ Darwin erzählt vom leidenden, Marx von dem zum Bewusstsein seiner Macht und seines Wertes erwachenden Proletariat.

So verlaufen Marxens und Darwins Richtlinien des Denkens in zwei verschiedenen Ebenen des Gebäudes der Wissenschaft. Aber noch bleibt uns die Aufgabe, den Kreuzungspunkt dieser Linien zu bestimmen, der in der Schnittlinie der beiden Ebenen liegt. Wir finden ihn, wenn wir erwägen, dass die Produktionsverhältnisse, die ein Volk auf irgend einer Stufe der Entwicklung der Produktivkräfte eingeht, nicht nur die psychischen Fähigkeiten entwickeln, aus denen sich das ganze Kulturleben des Volkes auf dieser Entwicklungsstufe gestaltet, sondern auch in derselben Weise wie die natürlichen Daseinsbedingungen die Auslese regeln. So hat Kautsky die ererbten Instinkte, die unseren

ethischen Urteilen zugrunde liegen, daraus zu erklären versucht, dass auf bestimmten Stufen der Produktionsentwicklung nur die mit solchen sozialen Instinkten ausgestatteten Menschen den Daseinskampf überleben und sich fortpflanzen konnten. Ebenso hat Kautsky schon in einem älteren Aufsatz gewisse Eigenarten der Juden daraus zu erklären versucht, dass ihnen diese Eigenschaften vor vielen Jahrhunderten durch die Bedingungen ihres Daseinskampfes angezchtet und durch die natürliche Vererbung auf die Nachkommen übertragen worden sind. Auch der in meiner Theorie der Nation als Naturgemeinschaft unternommene Versuch, ererbte Züge des Nationalcharakters aus der Wirtschaftsverfassung der Ahnen zu erklären, stellt eine Verknüpfung der Methoden Marxens und Darwins dar.

Aber solche Grenzfälle dürfen uns doch nicht die Selbständigkeit der beiden neuen Wissenschaften verkennen lassen. Die Verschiedenheit des Forschungsgebietes und der Arbeitsweise Marxens und Darwins spiegelt sich auch in der Verschiedenheit des Schicksals ihrer Lehren.

Auch Darwins Lehre ist auf den zähen Widerstand uralter Denkgewohnheiten gestossen. Aber im Kampfe gegen eine kaum noch übersehbare, von Jahr zu Jahr wachsende Fülle von Erfahrungstatsachen, in die nur der leitende Gedanke der Abstammungslehre Einheit und Ordnung zu bringen vermag, ist dieser Widerstand schliesslich erlahmt. Die Deszendenztheorie wird nur noch von wenigen ernsthaft bestritten. Desto lebhafter wird der Streit um die Mittel geführt, deren sich die Natur in der Gestaltung und Umgestaltung des organischen Lebens bedient. Die Keime, die in Darwins Werk enthalten waren, wurden entfaltet, jede Seite von Darwins Lehre von je einem Zweige seiner Schule in den Vordergrund gerückt. Im Kampfe der Schulen ringt sich die Wissenschaft allmählich zu gesicherten Erkenntnissen empor.

Vergleicht man mit dieser Entwicklung die Arbeit am Ausbau der Marxschen Lehre, so erscheint sie ärmlich und unzulänglich. Wohl hat noch Marx selbst auf die in der „Kritik“ entwickelten Begriffe das grandiose System des „Kapitals“ aufgebaut. Im Mittelpunkt dieses Systems steht die Entwicklung der Produktivkräfte, die bei kapitalistischer Produktionsweise in der Veränderung der organischen Zusammensetzung des Kapitals ihren besonderen ökonomischen, mathematisch erfassbaren Ausdruck findet. Der Fortschritt zu höherer organischer Zusammensetzung des Kapitals führt zur Reproduktion der industriellen Reservearmee, durch die sich das Gesetz des Wertes der Arbeitskraft durchsetzt; er führt zum Sinken der Profitrate, das in den Krisen in Erscheinung tritt; er führt schliesslich zur Konzentration des Kapitals, durch die die Bedingungen zur Umwälzung des Gesellschaftsgebäudes geschaffen werden. Wer die Entwicklung der Oekonomie, der Rechtswissenschaft, der Geschichtschreibung, des politischen Denkens in den letzten Jahrzehnten kennt, wird die gewaltige Wirkung ermessen können, die diese Gedankenreihen auf die Wissenschaft und die Politik geübt haben. Marx' Schüler haben sein Werk fortgeführt und um manche wertvolle Arbeit die Wissenschaft bereichert. Aber vergleicht man, was wir leisten konnten, mit der Riesenarbeit, die noch zu leisten ist, vergleicht man die Fortentwicklung der Marxschen Lehre mit dem grossen Forschungswerk, das von Darwins „Entstehung der Arten“ ausgegangen ist, dann kann man sich wohl eines Gefühles der Beschämung nicht erwehren.

Aber dieses Gefühl verschwindet, wenn wir gerade in der Stärke der Marxschen Lehre die Ursache ihres langsamen Ausbaues entdecken. Die Lehre von der „umwälzenden Praxis“ ist selbst zu einer Triebkraft umwälzender Praxis geworden. Weil sie die Theorie der Revolution ist, hat der bürgerliche Staat seine Universitäten gegen sie mobilisiert; weil sie zu revolutionärer Praxis führt, haben ihre Vorkämpfer zur Fortbildung der Lehre wenig Zeit gefunden. Desto gewaltiger ist der Einfluss der Lehre auf die kämpfenden Arbeitermassen. Wenn das Proletariat sich vom Kapitalismus emporgetragen fühlt, wenn es in jeder neuen Errungenschaft der Technik, in jeder neuen Fabrik eine Mehrung seiner Kraft, eine Bürgschaft seines Sieges sieht, so denkt es, dessen selbst nicht bewusst, die grosse Lehre von den Produktivkräften nach, deren Wandlungen die Umwälzung des ganzen Baues menschlicher Kultur vorbereiten. In der Fabrik ist die Lehre entstanden; in den Massen der Fabrikarbeiter lebt sie fort. Das klare Zielbewusstsein, die unüberwindliche Siegesgewissheit des kämpfenden Proletariats — das sind die grössten Errungenschaften von Marxens Lehre.

Max Adler: Karl Kautskys „Urchristentum“

Von jeher hat die Zeit des Urchristentums einen tiefen Eindruck auf die Gemüter der Menschen ausgeübt; und es war dies nur natürlich von einer Zeit, die der gläubigen Seele so viel zu sagen vermochte. Hier fand die religiöse Sehnsucht noch den Himmel offen, von dem die göttliche Gnade sich unmittelbar der bedürftigen Erde mitteilte. Hier sprang der Quell der Heilsv Verkündigungen noch ungetrübt, und erklang das Wort des Herrn noch direkt vor der selig erschauernden Menge, da verkündete sich noch überall und vor aller Augen die Herrlichkeit und Allmacht Gottes in überwältigenden Wundern. Und dann das grösste Wunder: das faszinierende Bild der Verbreitung der neuen Heilslehre in die ganze Welt, gerade da sie durch den Tod ihres Stifters auf das tiefste getroffen schien. In dieser glorreichen Erhebung der Lehre aus tiefster Erniedrigung, aus der Schmach des Kreuzestodes ihres Verkünders zum idealen Führer einer Welt, in diesem völlig unbegreiflich scheinenden Triumph des Christentums musste fürwahr das Werk der Gottheit selbst erblickt werden: denn es schien zu gross für menschliches Wirken, zu erhaben und alle Masse persönlichen Einflusses übersteigend, um hier etwas anderes als göttliche Kräfte selbst am Werk zu sehen. Eine Zeit, die derart die unmittelbare Kundgebung der Gottheit an sich erfahren, deren Abglanz man liegen sah auf der Heiligkeit der Apostel, auf der Brüderlichkeit und Glaubenstreue der ersten Christengemeinden, auf dem Todesmut und Martyrium der ersten Blutzeugen des Evangeliums, — wie hätte diese Zeit nicht gerade das religiöse Interesse und fromme Gemüt stets für sich einnehmen müssen? So ist es erklärlich genug, dass der Rückblick auf das Urchristentum dem gläubigen Christen stets teuer war als ein Blick auf die Reinheit des Evangeliums, auf den Idealzustand seiner Religion, von dessen Höhe er nur zu oft seine Gegenwart herabgeglitten finden mochte.

Allein wenn es so vornehmlich das gläubige Interesse war, welches seine Aufmerksamkeit immer wieder in die grosse Vergangenheit der Anfänge des Christentums gebannt sah, so zeigt das letzte Jahrhundert und besonders das gegenwärtige Zeitalter ein fast noch intensiveres Interesse für jenen wunderbaren Abschnitt der Menschheitsgeschichte, das keineswegs seinen Ursprung der Gläubigkeit, wenigstens im kirchlichen Sinn dieses Wortes, verdankt, ja das zuweilen sogar direkt religionsfeindlich ist. Es ist die Gedankenwende des 19. Jahrhunderts, die dem modernen Geschlecht auch hier eine neue Stellung und neue Aufgabe gegeben hat, welche in diesem fast leidenschaftlichen Bedürfnis nach historischem Verständnis des Ueberkommenen zum Ausdruck gelangt. Es ist jene Gedankenwende der neuen Zeit, die ihren Schwerpunkt nicht, wie man oft geurteilt hat, in den naturwissenschaftlichen Triumphen des 19. Jahrhunderts hat, sondern in der Ausbildung des historischen Geistes, des geschichtlichen Entwicklungsgedankens seit den Tagen Hegels her, des Geistes, der zu einem Selbstbewusstsein über den ganzen Zusammenhang seines modernen Besitzes mit der Arbeit der Vergangenheit gelangen will und für den Marx das grosse Wort von der Selbstverständigung geprägt hat.

Wenn wir heute unter dem Eindruck stehen, mit dem 19. Jahrhundert einen Zeitabschnitt erlebt zu haben, der Epoche macht, so wie der Zeitabschnitt des Unterganges des weströmischen Reiches oder der Entdeckung Amerikas, so liegt der Grund dafür nicht allein in der unerhörten Veränderung, die das äussere Weltbild durch die technischen Erfindungen der neuesten Zeit erfahren hat. Es ist noch mehr geschehen in diesen hundert Jahren, als „bloss“ die Indienstellung der Naturkräfte für den Produktionsprozess der Güter des täglichen Lebens, als diese märchenhafte Ueberwindung von Raum und Zeit durch die Elektrizität, als diese zauberhafte Festhaltung der sonst verhallenden Stimmen im Phonographen und der rasch verfliegenden Bilder im Kinematographen, als diese rätselhafte Durchdringung der Materie mit geheimnisvollen Strahlen! Es ist noch mehr geschehen als alles dieses: es ist das Wunder der Wiederbelebung des längst Gestorbenen, der Wiedererweckung der Vergangenheit vollbracht werden: es hat die Geschichte unsere Welt, unsere Erfahrung, unseren geistigen Besitz vergrössert und sie ist noch unablässig daran, ihn zu vergrössern, bis in Zeitfernen, in denen nie eines Menschen Erfahrung Kenntnis erwerben konnte, weil sie vor aller menschlichen Existenz, ja vor

der Existenz dieses unseres Planeten liegen. Hat man von der Entdeckung der neuen Welt mit Recht eine neue Zeit gezählt, da der Blick und das Denken der Menschen mit einemmale so weit ausgerichtet wurden über den seit uralten Zeiten gewohnten Bereich, ja um die Erde herum geführt wurden zu der Vorstellung ihrer Antipoden, zu dem Gedanken einer Erdkugel, so musste diese Entdeckung der alten Welt, dieses Hervorgehen der Erde aus einem grossen Weltprozess und des Menschen aus dem Tierreich, diese allseitig verflochtene Abfolge der Geschlechter und Völker bis zu ihren heutigen Geschicken das Denken abermals mit gewaltigem Anstoss in neue Bahnen lenken. Die Fortschritte der Naturwissenschaft, so riesig sie waren, brachten keine neue Auffassungsweise in das von der Vergangenheit überkommene Weltbild; sie bewirkten nur eine stetige Vervollkommnung der Methoden und Bereinigung der Begriffe. Die Ausdehnung der naturwissenschaftlichen Denkweise auf die Erscheinungen des geistig-sozialen Lebens war ein Fortschritt von enormer methodologischer Bedeutung für die Entstehung der Geisteswissenschaften. Aber für sich allein hätte er nur die Selbständigkeit dieser Wissenschaften gefährdet, wie denn auch diese Gefahr gerade von der marxistischen Sozialwissenschaft gegenüber dem blossen Naturalismus einer vulgär materialistischen Sozialwissenschaft stets bekämpft wurde. Dem Uebergreifen des naturwissenschaftlichen Denkens auf das soziale Gebiet entspricht vielmehr ein solches des historischen Denkens auf das naturwissenschaftliche, aus deren Vereinigung die Eigenart des modernen Standpunktes entspringt. So ist es erst der historische Gesichtspunkt, der in der Denkweise eines Kant und Laplace, eines Hegel und Marx, eines Lyell und Darwin jene neue Weltanschauung erstehen lässt, die keine ruhige Betrachtung mehr gestattet, sondern ein stetes Hinaustreiben über das unmittelbar Gegebene verlangt, zurück zu seinem Werdegang, voraus zu seinen Entwicklungstendenzen. Die irdische Welt, die erst eine ruhende Scheibe war, dann eine im Raum rotierende Kugel, sie ist nun Bewegung schlechtweg geworden, aber nicht die qualitäts- und sinnlose Bewegung der Naturwissenschaft, sondern die gestaltende, zu stets neuen und grösseren Bildungen heraufplutende Bewegung der Geschichte. Es ist die Nachwirkung dieser grossartigen Gedankenwende, ihr Eindringen in alle Arbeitsgebiete der Wissenschaften, die eifrige Bemühung, ihren ganzen Inhalt sich auch in den philosophischen, methodologischen und metaphysischen Konsequenzen zu eigen zu machen, was unsere Gegenwart so vollständig im Bann jener grossen Geister stehen lässt, die hier Bahnbrecher waren, dass kurzsichtige Beurteiler dieser Zeit den Vorwurf eines Epigonenzeitalters machen konnten. Es ist aber nicht die Armut eines Epigonenzeitalters, die überall noch an das Werk jener grossen Geister gebunden ist, sondern der Ueberfluss eines neuen geistigen Lebens, das von ihnen ausgegangen ist mit der Fülle der Probleme, die sie gestellt hatten und noch nicht lösen konnten, der Gedankenkeime, die sie ausgestreut, der neuen Aufgaben, die sie ermöglicht haben. Was jene das Epigonentum schelten, das gerade ist die Ausbreitung des neuen Geistes, seine Besitzergreifung von den Köpfen und Gemütern der Menschen, die Durchsetzung des Historismus als allgemeine Weltanschauung.

* * *

Kaum irgendwo ist die Neuheit dieser Anschauung, ihre wahrhaft revolutionäre, das heisst weltumwälzende und neuschaffende Kraft augenscheinlicher geworden als auf jenem Gebiet, das am härtesten im Bann der Tradition, des Alten und Herkömmlichen gefesselt lag, auf dem Gebiet der Religion. Hier bedeutete die Entdeckung der alten Welt, das Eindringen in die alten und ältesten Formen der Religion, das Verständnis für den Werdegang der bestehenden Religionen, kurz diese ganze Verlebendigung einer vergangenen religiösen Welt zugleich die Befreiung unserer gegenwärtigen Welt aus der Erstarrung überkommener unverstandener und unverständlicher Begriffe und sinnlos gewordener Formen. Die Religion trat aus der heiligen Isolierung heraus, in welche sie einerseits die Ekstase des Glaubens, andererseits die Exklusivität des Dogmas gebracht hatte. Sie wurde ein Element des geschichtlichen Prozesses überhaupt, nicht anders wie das Recht und die Sitte, das Staatsleben und die Kriege, der Handel und Verkehr. Nicht mehr war ihr Gebiet der Platz für wunderbare Kräfte, die sonst nirgends anders sich ebenso offenbarten. Vielmehr waren es auch hier dieselben Kräfte, die überall das

bunte Band der Geschichte wirkten: menschliche Kräfte, menschliche Leidenschaften und Triebe, Hoffnungen und Äengste, Einsichten und Irrtümer. Wessen der historische Gedanke überall triumphierend genoss, der Einheit der Entwicklung, das sah er auch hier sich immer mehr vollenden, die Einheit des Prozesses sozialer Kräfte auch an den Erscheinungen des Göttlichen. Das Walten der Götter erwies sich schliesslich als wirklich die Schicksale der Menschen bestimmend, aber nur deshalb, weil dieses göttliche Walten nichts anderes war als das in einem eigenartigen Geistesprozess von den Menschen selbstständig und sich gegenübergestellte Schalten ihrer selbst.

Der Grossartigkeit dieses neuen Gesichtspunktes hat sich nun auch die Religionswissenschaft selbst nicht verschlossen, — und das macht eigentlich diese Grossartigkeit erst aus, deren Konsequenzen heute schon eine neue und noch ungekannte Blütezeit eines gänzlich reformierten religiösen Bewusstseins ahnen lassen. — Die moderne, das ist protestantische Theologie hat insbesondere mit einer Kraft des Gedankens und einer Freiheit der Kritik den neuen Standpunkt aufgenommen, die an Weite des Gesichtskreises und Tiefe der Auffassung sehr zu ihren Gunsten abweicht von jenen älteren Produkten historischer Religionskritik, die eigentlich blosse Tendenzschriften eines vulgären Rationalismus oder dogmatischen Atheismus waren. Ja man kann es ruhig sagen: die kirchliche Orthodoxie und Dogmengläubigkeit, die Religion als Superstition und Volksbetrug, als Asyl der Unwissenheit und Herrschaftsinstrument hat heute nicht im Materialismus und Atheismus ihren gefährlichsten Feind, nicht im rationalistischen Freidenkertum oder in der agnostischen Naturwissenschaft, deren Kritik überall nur äusserlich bleibt und an den Lebensnerv der Religion, an den Glauben, gar nicht rührt, weil allen diesen Richtungen das Verständnis für das religiöse Problem als solches fehlt, für jene eigenartigen psychischen Gesetzmässigkeiten, welche die Realität des religiösen Bewusstseins ausmachen, wo sie nur Illusion, Dummheit oder Pfaffentrug sehen; sondern der wirklich gefährliche Feind aller überlebten Formen der Religion ist jene psychisch-historische Kritik, die innerhalb der Theologie selbst begonnen hat und ihre Arbeit zwar zumeist noch in dem Bewusstsein fortführt, nur an der Weiterbildung der überkommenen Religion des Christentums zu arbeiten, mit welcher sie aber kaum mehr als den Namen gemein hat. Und in der gleichen Richtung mit diesen Theologen, die durch das Bedürfnis ihrer Religiosität mit der Realität des religiösen Bewusstseins zusammengehalten sind, wirken jene anderen Forscher, die in den Bestrebungen der vergleichenden Religionswissenschaft, mögen sie nun für ihre Person gläubig sein oder nicht, doch von dieser Realität des religiösen Bewusstseins ausgehen müssen, dessen ethnische Erscheinungsformen sie als ebensoviele Betätigungen einer fundamentalen Wirkungsweise der menschlichen Psyche darzulegen bemüht sind.

Für alle diese Richtungen: die entwicklungsgeschichtliche, die religiöse und die religionswissenschaftliche, ist nun begreiflicherweise die Zeit des Urchristentums von hervorragender Wichtigkeit; denn in ihr liegen ja die Anfänge der heute herrschenden Weltreligion. Diese Urzeit ist keine unserem heutigen Leben entlegene, sondern unsere noch wirkende Vergangenheit, mit welcher die Gegenwart durch eine der stärksten Ideologien, die der religiösen Tradition, derart unmittelbar verbunden ist, dass der Gedanke der historischen Kritik fast nichts dagegen vermag, wenn er darauf verweist, wie die Einheit des Christentums durch die Jahrhunderte eine kirchliche Fiktion ist und es eigentlich ein Christentum in der Geschichte gar nicht gibt. Und in dieser Urzeit des Christentums wirken in einer schon hochentwickelten Welt dieselben geistigen Kräfte, die auch heute wirksam sind, Kräfte der Unterdrückung und Befreiung, des Verfalles und der Erhebung, der Resignation und der Zukunftshoffnung, so dass der Vergleich beider Zeitalter sich seit dem Hervortreten des modernen Klassengegensatzes, seit Weitling immer wieder aufgedrängt hat. So sind es mannigfache Interessen, die den Blick unserer Zeit rückwärts wenden: Interessen des Kampfes, Interessen der Erkenntnis und Interessen des Glaubens. Und alle diese Interessen tauchen aus dem glühendsten Leben der Gegenwart auf: Kampf gegen die Klassengesellschaft und Bekämpfung eines wissenschaftlich und völkerbedrückend gewordenen Kirchenglaubens einerseits, heisses Ringen um die Erhaltung echter Religiosität und ihres Kontaktes mit dem Volk andererseits, dazwischen die unablässige Arbeit der Wissenschaft an dem Verständnis unserer Zeit,

in der das religiöse Problem eine solche Bedeutung hat. Ist es da zu verwundern, dass auch der Sozialismus seine Blicke jener Zeit zuwendet, der Sozialismus, der mit seiner gigantischen Bewegung der Geister den innigsten Zusammenhang mit allen Problemen hat, die das moderne Leben am tiefsten bewegen? Das Gegenteil wäre verwunderlich; und so müssen wir Karl Kautskys Buch über den Ursprung des Christentums als zeitgemäss im besten Sinne dieses Wortes begrüßen. Ja, dass gerade jener Denker des modernen Sozialismus uns mit diesem Werke beschenkt, der die feinste Empfindung für die geschichtlichen Realitäten hat, dessen theoretische Arbeit bei aller Weite des Blickes und Frische der Auffassung doch nie das Gefühl für Aktualität und Zusammenhang mit den Aufgaben der Zeit verliert, das bekräftigt ebenso sehr die lebendige Verbundenheit des Sozialismus mit den Kulturproblemen der Gegenwart als die reale Bedeutung, die innerhalb derselben der religiösen Krise zukommt. Kautskys Buch ist derart keine Arbeit von bloss historischem Wert, es befriedigt nicht etwa bloss antiquarische Interessen. Es ist ein Buch aus dem Leben der Gegenwart heraus, bestimmt, in die Fragen und Probleme dieses Lebens einzugreifen, und deshalb auch ein so lebensvolles Buch. Diesen Ort dem Buche zu bestimmen als einem Werke, das mit seinem scheinbar den Kämpfen der Gegenwart entlegenen Gegenstand doch dem Leben unserer Tage zugekehrt ist, wo es am kraftvollsten pulst und wirkt, waren diese einleitenden Ausführungen bestimmt. Nun soll uns das Buch selbst Führer sein.

* * *

Das Problem, dem Kautskys Untersuchung sich zuwendet, ist eben jene dem ersten Anblick so wunderbare Erscheinung, von der wir anfangs sprachen: wieso die Lehre, die in einem abgelegenen Winkel der römischen Welt und bei dem ghassten Volke der Juden aufkam, zur Weltreligion werden konnte. Es wird gelöst, indem uns Kautsky jene beiden Kulturen, aus deren Zusammentreffen das Christentum hervorging, die römisch-griechische und die jüdische, in ihrer ökonomischen Entwicklung zur Darstellung bringt und jenen Denk- und Fühlweisen nachforscht, die in ihr zur Entfaltung gelangen mussten. Es sind knappe, jedoch überaus eindrucksvolle Geschichtsdarstellungen, die Kautsky da entwirft, und man muss sagen, dass hier mit seltener Meisterschaft der Versuch gelungen ist, das Wesentliche und Eigenartige grosser geschichtlicher Entwicklungsprozesse so anschaulich darzustellen, dass niemand dieses Buch weglegen wird, ohne von den Zuständen der alten Welt im ganzen ein klares Bild gewonnen zu haben. An Stelle des wirren Vielerlei von Tatsachen und Geschehnissen, in welchem die Geschichtserzählung sonst notwendig jeden Ueberblick verwehren muss, wirkt hier das Bild der allgemeinen Zusammenhänge und Entwicklungstendenzen in der alten Welt mit lebensvoller Eindringlichkeit. Es ist die materialistische Geschichtsauffassung, die hier in wahrhaft glänzender Weise ihre eigentliche Bedeutung offenbart, die meines Erachtens nicht darin gelegen ist, worin sie Gegner und auch manche Anhänger erblicken, die Ideologien zu erklären, sondern uns in das innere Getriebe des geschichtlichen Lebens Einblick zu gewähren und damit jene Bedingungen zu erkennen, welche den nicht in ihnen, sondern in Funktionen des Geisteslebens wurzelnden Ideologien geschichtliche Wirksamkeit gewähren oder versagen.

So enthüllt uns Kautsky zunächst die glanzvolle, sieghafte und machtstrotzende Römerwelt als eine Welt des Verfalles. Man hat schon oft diesen Verfall geschildert und Sittenverderbnis sowie Entartung auf der einen Seite, Massenelend auf der anderen als Ursachen angesprochen. Aber die Notwendigkeit dieses Verfalles war damit nicht erkannt; es blieb immer die Empfindung, als ob eine Besserung der Sitten, eine Rückkehr zu den alten männlichen Tugenden den Verfall hätte aufhalten können: so wie ja auch wohlmeinende, aber oberflächliche Berater unserer Zeit ihr gern das Schicksal des Römerreiches als warnende Mahnung zur Umkehr vorhalten. Eine wirklich in die Ursachen des geschichtlichen Prozesses eindringende Betrachtung wie die der materialistischen Geschichtsauffassung lässt dagegen erkennen, wie diese Sittenverderbnis, Entartung und Verelendung selbst nur Wirkungen einer viel tiefer liegenden Ursache waren, die gar nicht mehr vom Wollen der Menschen abhing, weil sie ihre Lebensmöglichkeit selbst betraf, ihr gesellschaftliches Dasein, ihre Produktionsweise: nämlich die Tatsache, dass

die gesamte antike Kultur auf der Sklavenwirtschaft aufgebaut war. Die Darlegung der ökonomischen Bedeutung und Wirksamkeit dieser Tatsache gehört zu den lichtvollsten Teilen dieses lichtvollen Kautskyschen Werkes. Sie bringt nicht nur den Unterschied des antiken Kapitalismus und Proletariats gegenüber den modernen gleichnamigen Erscheinungen zu einem unverlierbaren und präzisen Ausdruck, sondern sie legt vor allem die Wurzel des Verfalles der alten Welt bloss in den Nachweis, dass die antike Wirtschaftsordnung der Sklavenwirtschaft eine solche der notwendigen Produktionshemmung war, der Herabdrückung der Produktionstechnik, der Vergeudung und Entwertung menschlicher Arbeit, kurz, dass sie trotz ihres scheinbaren äusseren Fortschrittes zum Sklavengrossbetrieb und zu einer hochentwickelten Geldwirtschaft doch ein technischer und ökonomischer Rückschritt war hinter die Stufe der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, die sie verdrängte. Uebersieht man die Kette der Wirkungen, die aus dieser Grundtendenz hervorgingen und die Kautskys gedrungene Vorführung mit fast dramatischer Kraft auf uns wirken lässt, überall ihren Ursprung nicht verleugnend, die Produktion nur auf Kosten der Produktivität zu betreiben: Landhunger, der die Römer in verheerenden Kriegen über die ganze Welt führt und zugleich ihre Volkskraft vernichtet, Ausbeutung des Bodens in der Plantagenwirtschaft bis zur Verödung desselben, Ausbeutung der Sklaven bis zur Vernichtung jedes Menschenwertes in ihnen, Plünderung der Provinzen bis zur Verarmung weiter Gebiete, dazu als Folge eine Kapitalsakkumulation, die, aus dieser „Produktion“ entnommen, in keine neue Verwertung abfliessen kann und jetzt jene grandiose Genussucht und Sittenverderbnis erzeugt, die stets dem arbeitslosen Ueberfluss entspringt — übersieht man dies alles, dann ergreifen einen die Worte Kautskys, mit denen er die Römerwelt schon in den glanzvollen Tagen eines Augustus als dem Tode verfallen erklärt, wie das Urteil eines Arztes, der uns von einem blühenden Menschenleben versichert, dass es den Todeskeim einer schleichenden Krankheit in sich trägt. Ich halte den mächtigen Eindruck, den diese klare Aufdeckung des Unterganges der antiken Kultur ausübt, als einen in seiner ökonomischen Verursachung begriffenen und so als notwendig erkannten Prozess, für den ersten grossen wissenschaftlichen Gewinn aus Kautskys Buch. Diese reale und unentrinnbare Verfallsrichtung der alten Gesellschaft gibt nun ihrem Geistes- und Gemütsleben die Grundstimmung, aus der jene Denk- und Fühlweisen entsprangen, die der Lehre des Christentums so aufnahmsbereit entgegenkamen. Von dieser Seite her erfährt also das Problem von der Weltherrschaft des Evangeliums seine erste Enthüllung aus dem Nebelreich überirdischer Wunderwirkungen: dass in der Herausbildung gleichartiger Lebensverhältnisse durch das ganze Weltreich mit einer gleichartigen praktischen Lebensauffassung, die von Staat und Gesellschaft nichts erhoffen konnte, dagegen alles von der Verinnerlichung und Veredlung des Individuums und dem Zusammenschluss der Gleichgesinnten über alle Schranken der Nationalität hinaus; dass in dieser allgemeinen Resignation auf der einen und dem ebenso verbreiteten Erlösungsbedürfnis auf der anderen Seite; dass endlich in der Ausrichtung des menschlichen Denkens auf eine göttliche Hilfe, wo alle irdische zu versagen schien, — dass in alledem die moralische und intellektuelle Anlage des Christentums schon überall vorhanden war, noch ehe das Christentum selbst historisch erschien. Nicht das Christentum eroberte die Welt, sondern die römisch-griechische Welt zog die ursprünglich ganz anders geartetete jüdische Heilslehre an sich und erfüllte sie dann auch, wie Kautsky im späteren Teil seines Buches zeigt, derart mit ihrem eigenen Geist, dass sie etwas ganz anderes wurde, als die am Kreuz zum erstenmal vernichtete Lehre Christi.

* * *

Wie die Lehre des Christentums allgemein werden konnte, hat der erste Teil gezeigt. In einem weiteren Abschnitt behandelt Kautsky das Judentum, um zum Verständnis darüber zu führen, wie jene Lehre entstehen konnte. Im einzelnen wird hier mancher Widerspruch laut werden, insbesondere nach der Seite, ob es Kautsky gelungen ist, dem grössten Problem der jüdischen Geschichte, der so frühzeitigen Entwicklung des Monotheismus völlig gerecht zu werden. Allein was in diesem Abschnitt sich gleichfalls als ebenbürtiger wissenschaftlicher Gewinn dem Resultat des vorhergehenden anschliesst

und vielleicht noch aufklärender fortwirken wird als jenes, das ist die glänzende Charakteristik der Rolle und Bedeutung, die das Judentum in der ersten römischen Kaiserzeit als revolutionäres, demokratisches und politisch reifes Volkstum gespielt hat, welches nach nationaler Einigung und Selbständigkeit strebte. „Nur wenige Stätten,“ sagt Kautsky, „gab es im römischen Weltreich, wo sich nach Cäsars Sieg noch Reste eines politischen Lebens erhielten. Auch diese Reste wurden von den Nachfolgern Cäsars rasch ausgestampft. Am längsten erhielt sich ein kraftvolles politisches Leben in der Grossstadt Palästinas, in Jerusalem. Es bedurfte der gewaltigsten Anstrengungen, um auch diese letzte Festung politischer Freiheit im römischen Reich niederzuwerfen.“ (Seite 102.) Dieses revolutionäre Volkstum wurzelte im Messianismus, der selbst nichts anderes war, als die Idee der Wiedererringung der seit dem Exil mit kurzer Unterbrechung der Makkabäerzeit verloren gegangenen staatlichen Unabhängigkeit und der Zurückführung aller in die Welt zerstreuten Volksgenossen zur neu geeinten Staatsgemeinschaft. Wie unter dem Einfluss dieser im Grunde politischen Idee das Diasporajudentum niemals seinen Zusammenhang verlieren konnte, wie es die Idee der Nationalität religiös vertiefen musste, weil in dem gemeinschaftlichen Glauben und Kultus, vor allem in dem gemeinschaftlichen Kultusmittelpunkt, dem Tempel in Jerusalem, die einzige noch vorhandene äussere Einheit des Judentums vorlag, die alle Juden umschloss, — das hat Kautsky mit dankenswerter Aufhellung vieler Einzelheiten (wirtschaftliche Bedeutung der Juden im Altertum als exilierte Kaufleute, Weltbürgertum der Juden, Propagandakraft ihres zwar nicht der Philosophie, aber der Volksweisheit der Heiden überlegenen Geisteslebens) dargelegt. Das hellste Licht geht aber von jener vorhin erwähnten Feststellung des revolutionären Charakters des Judentums aus; und es ist nur zu bedauern, dass die zum Schluss noch zu besprechende Unterschätzung der selbständigen Bedeutung der religiösen Kraft menschlichen Denkens und Fühlens Kautsky gehindert hat, auch die Vervollkommnung des jüdischen Monotheismus mit dieser revolutionären Volksseele als eine fortlaufende sozioethische Schöpfung in Verbindung zu bringen, so wie ja schon der erste Ursprung eines eigentlichen, rein ethischen Monotheismus der ersten revolutionären Klassenkampfzeit des Judentums, der Zeit der grossen Propheten entsprang.* Aber auch so erleuchtet die Kautskysche Charakterisierung des Judentums zur Zeit des anbrechenden Kaiserreiches das Dunkel, in welches die Anfänge

* Nur diese Unterschätzung des religiösen Eigenlebens mag Kautsky zu der merkwürdigen Ansicht geführt haben, dass der jüdische Monotheismus sich erst als eine Einwirkung babylonischer Lehre auf die im Exil lebenden Juden entwickelte, wobei die Einbürgerung des Monotheismus auf die städtisch gewordene Kultur der Juden zurückgeführt wird, da sie im Exil eine Nation ohne Bauern geworden waren. Allein dem steht die geschichtliche Tatsache gegenüber, dass das Judentum den Höhepunkt seiner religiösen Entwicklung, die Ausprägung eines strengen und rein sittlichen Monotheismus schon lange vor dem Exil, in der Zeit der grossen Propheten erreicht hat, wogegen die nachexilische Religionsepoche bereits eine Zeit des religiösen Abstieges darstellt, da die bloss als sittliche Ueberzeugung lebendige und den Kultus verschmähende Religion in den strengen Formen eines Gesetzes und kultischen Ritus erstarrt. Zur Zeit der Propheten war aber das Judentum noch wesentlich ein Bauernvolk, wie der in diese Zeit fallende gesetzliche Reformversuch des Deuteronomiums sicher erkennen lässt. — Sehr interessant ist auch der scharfsinnige Versuch Kautskys, die monotheistische Veranlagung des Judentums aus seiner kulturellen Rückständigkeit zu erklären, da in dem Mangel eines entwickelten Kunsthandwerkes und einer bildenden Kunst mit der Fähigkeit, künstlerische Götterbilder herzustellen, auch ein hauptsächlichlicher Anreiz zur Vielgötterei fehlte. Allein die idealisierten Göttergestalten der Griechen gehören nicht nur einer späten Entwicklungsstufe der Kultur, sondern auch der des Polytheismus an. Dem religiösen Bedürfnis an sich genügen auch ganz rohe Bilder, wie denn auch in Athen noch zur Zeit des Alcibiades die rohen Hermen standen. Auch dürften die Juden ihre künstlerische Rückständigkeit in den auf Salomo folgenden zwei Jahrhunderten eines sich rasch entwickelnden städtischen Reichtums sicher überwunden haben. Zur Zeit der Propheten war gerade der Jahvedienst Kultus vor dem Gottesbild, wogegen sich die Propheten wendeten, die nicht bloss den Baalsdienst, sondern auch diese Art des Jahvekultus verdammten. Kautsky trägt hier der Entwicklung des jüdischen Monotheismus zu wenig Rechnung: solange die bildenden Künste in dem noch der Nomadenzeit nahe stehenden Volke auf niedriger Stufe standen, hatte es auch noch entfernt keinen Monotheismus; und dieser kommt gerade in der Zeit einer hohen städtischen Kultur auf, wo diese wegen ihrer Klassengegensätze als soziales Unrecht empfunden wird. (Rechabiten!) Der Monotheismus wurzelt in diesen Verhältnissen, ist aber die weiter nicht mehr ableitbare geistige Reaktion auf sie in der Form des religiösen Bewusstseins, welches nun bis zur Idee der Weltgerechtigkeit in einzelnen mächtigen Geistern, in den Propheten, lebendig geworden ist.

des Christentums fallen, so stark, dass wir nun den Reiz dieser Bewegung verstehen, der ihr in ihrer allerersten Zeit in Judäa das Volk so stürmisch zuführen konnte, dass selbst der Tod des Stifters sich ihrem Glauben an ihn verwandeln musste in die wunderbare Auferstehung vom Grabe und Erhöhung in den Himmel: es war die lang erträumte, glühend ersehnte nationale Revolution, aber begonnen und ins Werk gesetzt durch diejenigen, die sie gleichzeitig nur als soziale Revolution durchführen konnten: es war der Messianismus, dem alle Klassen anhängen, zur Verwirklichung strebend durch die eine Klasse der Ausgebeuteten und Unterdrückten allein. So strömte die revolutionäre Kraft der jüdischen Ideologie als einer solchen des ganzen Volkes, in welcher Form sie ihre oppositionelle Eigenart im Gegensatz zu allen anderen Völkern ausgeprägt hatte, über in die revolutionären Bestrebungen der aufwärts ringenden Teile des eigenen Volkes, ähnlich, wie auch später noch jedesmal die nach Emanzipation strebende Klasse den gesamten Kulturbesitz ihres Volkes den eigenen Klassenbestrebungen einverleibt, respektive diese durch jenen vergeistigt hat. So wird der Messianismus in der Lehre Christi zum Rebellentum, so spitzt sich der jüdische Revolutionarismus in dieser Lehre zu einer sozialen Rebellion zu, die in gleichem Mass, als sie nun mit gewissen Schichten des Judentums, den Reichen und den vom Volk sich abschliessenden Nationalisten (Pharisäer), in Gegensatz gerät, eben so viele neue Gesichtspunkte sozialen Kampfes schafft, für welche auch ausserhalb Judäas ein Verständnis möglich war. „Der nationale Messiasgedanke musste naturgemäss auf das Judentum beschränkt bleiben... Nur der soziale, nicht der nationale Messias konnte die Schranken des Judentums überschreiten.“ (401 bis 402.)

Der soziale Messias — das war die eigenartige Synthese, die nur die Geschichte hervorbringen konnte, Revolution und Religion in einem, äussere und innere Erhebung zugleich, Seligkeitshoffnung und Zukunftsstaatssehnen vereint. Der ganze Abschnitt über die christliche Messiasidee, vor allem aber das Kapitel über das Rebellentum Jesu, bezeichnet so einen Höhepunkt der Kautskyschen Darstellung nicht minder wie einen der tiefst-dringenden Erklärungsgründe gegenüber dem Problem von der Ausbreitung des Christentums. Von dieser Seite her wird nun der blosse Rahmen, den die Analyse der ökonomischen und ideologischen Zustände der römischen Gesellschaft gegeben hat, erfüllt mit dem elementaren Drang einer sozialen Abwehrbewegung, die endlich zum bewussten Ausdruck gelangt ist, zugleich aber hierdurch mit dem tiefreligiösen Geist einer messianischen Lehre durchsetzt wird. Die blosse Latenz eines allgemeinen nach moralischer und religiöser Befriedigung lechzenden Bedürfnisses gewinnt so mit den ihr vom Judentum zuströmenden Anregungen aus den vitalsten Existenzbedingungen der Massen heraus eine lebendige Energie, die überall in der gleichen Richtung wirkt; die blosse Möglichkeit einer Weltreligion ist Wirklichkeit geworden.

* * *

Aber diese Wirklichkeit wurde, je mehr sie Wirklichkeit ward, auch immer mehr etwas anderes als die ursprüngliche Lehre des Messianismus Jesu. Diese bisher zumeist nur nach der religiös-theologischen Seite aufgezeigte Tatsache insbesondere auch von dem sozialen Wesen der ersten Christengemeinden nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst des letzten geschichtlichen Abschnittes des Kautskyschen Werkes. Die grosse Umwandlung des Christentums aus einer sozialistischen Kampfeslehre in eine resignierte Stimmung leidenden Gehorsams wird hier dargelegt als eine notwendige Folge der Heidenmission, als eine Konsequenz des Umstandes, dass die in der nationalen Opposition des Judentums begründete Kampfesstellung des Messianismus unmöglich bestehen bleiben konnte, wo diese nationalen Interessen keine Rolle spielten, dagegen eine Kampfesstellung der sozialen Interessen als solcher noch ganz undenkbar war. „Sobald das Evangelium den Boden Palästinas verliess, kam es in ein ganz verändertes soziales Milieu, das ihm einen veränderten Charakter aufprägte.“ (405.) In dem grossen Römerreiche, das seit Vespasian einen mehr als hundertjährigen inneren Frieden genoss, war an Rebellion nicht mehr zu denken, zumal die unterworfenen Nationen des Reiches überall kampfunfähig geworden waren. Nach der Niederwerfung Jerusalems war auch das Judenchristentum bedeutungslos geworden; es verschwand mit seinem Stützpunkt, der jerusalemischen

Gemeinde. So wurde das Christentum ganz und gar Heidenchristentum und als solches unterwürfig, feige, servil. Wie dieses so verschiedene soziale und politische Milieu dazu führen musste, die eigentliche Kluft zwischen Heidenchristen und Judenchristen aufzureissen, deren Festhalten am jüdischen Gesetz im Grunde nur der Versuch war, den Gedanken des nationalen Messianismus, der jüdischen Revolution zu bewahren, das hat bei Kautsky eine treffliche Darstellung erfahren, die in dem ausgezeichneten Kapitel „Die Passionsgeschichte Christi“ sogleich auch zu einer scharfsinnigen Kritik der Evangelienberichte über diesen Gegenstand verwendet wird, und so an einem grossen Beispiel die ganze Bedeutung dieses sozialen Gegensatzes von Judenchristentum und Heidenchristentum erkennen lässt. Dass derart in anschaulicher Klarheit hervortritt, was heute noch wenig ins allgemeine Bewusstsein gedrungen ist, dass das Christentum, welches zur Weltherrschaft gelangte, schon in der ersten Zeit etwas ganz anderes war, als jenes, das auf Golgatha litt, — das halte ich für den dritten grossen Leitgedanken und wissenschaftlichen Gewinn der Kautskyschen Arbeit. Nun schwindet von dieser Seite her auch der letzte Rest des Rätselhaften an dem Problem, wie die Lehre des gekreuzigten Nazareners die doppelten Schranken seines Todes und seines kleinen Volkes überschreiten konnte, da sich zeigt, dass es gar nicht diese Lehre selbst ist, sondern eine vom Heidentum gar mannigfach nach dessen eigenen Bedürfnissen umgebogene und ausgestaltete Verarbeitung der ihr durch die jüdische Agitation zugetragenen messianischen Anregungen. Nicht ohne Grund zeigt daher die spätere Geschichte des Christentums bis auf unsere Zeit, dass jeder innerliche Fortschritt in ihm ein bewusstes Zurückgreifen auf die möglichst rein im Geiste Jesu selbst zu erfassende Evangelienlehre war, das heisst auf den sozialetischen und revolutionären Gehalt des ursprünglichen Messianismus.

* * *

Fügen sich so die Leitgedanken der Kautskyschen Untersuchung zu einem klaren und zugleich doch umfassenden Bilde, welches unsere Anschauung von der Zeit des Urchristentums in der glücklichsten Weise bereichert und uns manche neue Einsicht verschafft in die inneren Zusammenhänge und Gründe der grossen Begebenheiten jenes so schicksalsschweren Zeitabschnittes, so darf nun doch auch nicht unerwähnt bleiben, was an diesem Bilde vermisst wird und doch zu seiner Vollständigkeit gehört. Man wird in dem Buche, das so viele Kräfte blosslegt, so viele Leidenschaften am Werke zeigt, doch sehr die Wirksamkeit jener Kraft, ja Leidenschaft geschildert vermissen, der man hier doch naturgemäss zuerst zu begegnen erwartet, des religiösen Bewusstseins, der Inbrunst des Glaubens. Von der ganzen Gefühlswärme und psychischen Innerlichkeit des evangelischen Gottesbegriffes, um derentwillen er zugleich religiöse und soziale Heilslehre sein konnte, von dieser die Menschen innerlich wirklich umschaffenden Kraft, kurz von dem individuellen Wert der neuen Religion empfangen wir keinen so starken Eindruck wie von ihrem sozialen. Und doch kann dieser individuelle Wert in der Geschichte der Entstehung und Entwicklung einer Religion nicht etwa bloss nicht unberücksichtigt bleiben — denn dies ist bei Kautsky ja selbstverständlich auch nicht geschehen — sondern muss in den Vordergrund der Betrachtung rücken. Denn alle Entwicklung der Religion vollzieht sich nach der Richtung der grösseren Verinnerlichung, nach der Richtung einer Loslösung aus der Fesselung ethnischer oder nationaler Uebung zur rein persönlichen Ueberzeugung. Der Gesichtspunkt dieses religiösen Fortschrittes wird in Kautskys Buch zu wenig festgehalten, und so bietet es uns den eigenartigen Anblick einer entwicklungsgeschichtlichen Analyse aus dem Leben einer Religion, in der dieses religiöse Leben selbst fast gar keinen sichtbaren Anteil an der Gestaltung der Ereignisse nimmt. Alles vollzieht sich von der Seite der sozialen Wirkungen her, von ökonomischer, politischer, nationaler Grundlage aus: für die religiöse Wirkung scheint kaum ein eigenes Feld übrig zu bleiben, womit auch zusammenhängt, dass der Einfluss religionsschöpferischer Individuen, eines Jesus, eines Paulus, schon abgesehen von der Frage ihrer historischen Wirklichkeit, als ganz nebensächlich zurücktreten kann.

Was derart meines Erachtens als ein Mangel der Kautskyschen Darstellung empfunden werden wird, ist zunächst nur eine Konsequenz ihrer Vorzüge, der energischen Konzentration des ganzen wissenschaftlichen Interesses auf Erforschung des objektiven

Untergrundes, aus dem sich die Motive zu jener Subjektivität des Christentums ergeben mussten. Fasst man das Thema des Buches: „Der Ursprung des Christentums“ in dem Sinn, dass es sich nur um Aufzeigung der sozialen Entstehungsbedingungen seiner Lehre handeln sollte, nicht aber um die Analyse und Erklärung seiner geistigen Ursprünge und Fortentwicklung, dann wird man der vorliegenden Arbeit wirklich gerecht werden und den bezeichneten Mangel weniger stark betonen dürfen. Immerhin können wir von seiner Hervorhebung auch dann nicht ganz absehen, weil sich jene beiden oben geschiedenen Forschungsaufgaben nicht vollständig trennen lassen und auch bei Kautsky nicht gänzlich getrennt sind. Haben wir doch gesehen, wie manche richtige Gesichtspunkte für den geistigen Aufbau der urchristlichen Lehre wir seiner Arbeit verdanken.

Diese nicht genügende Einschätzung des religiösen Faktors und damit zugleich der individuellen Wirksamkeit führender Personen, wie namentlich der des Paulus, ist nun aber nicht etwa, was gewiss von gegnerischer Seite ausgesprochen werden wird, ein Mangel der materialistischen Geschichtsauffassung, welche die Eigenwirksamkeit der ideologischen Momente ja nirgends in Abrede stellt, sondern bloss aus den materiellen Bedingungen ihrer Zeit heraus zu erklären bemüht ist. Wir haben es hier vielmehr mit der Konsequenz einer philosophischen Grundanschauung zu tun, mit der aus der materialistisch-positivistischen Weltanschauung sich ergebenden Stellung zum Problem der Religion selbst, wonach dieser eine eigene Bewusstseinsrealität, eine der ursprünglichen Funktionsweisen des psychischen Lebens, die hier ja überhaupt verneint werden, nicht zukommt, sondern Religion lediglich ein falsches Bewusstsein, eine mehr oder minder bewusste Täuschung, bestenfalls eine Illusionierung darstellt, die im Fortschritt wissenschaftlichen Denkens und sozialer Entwicklung vollständig zur Auflösung gebracht werden wird. Wo derartig dem religiösen Bewusstsein jede Selbständigkeit prinzipiell genommen ist, erscheint es nur konsequent, dass ihm auch beim Versuch, die wahrhaft historisch wirksamen Kräfte blosszulegen, keine Eigenbedeutung zufallen kann. Und so musste das Christentum trotz der energischen Bemühung Kautskys, auch seine heroischen und zur Fortentwicklung strebenden Züge nicht fallen zu lassen, doch im ganzen bei ihm als ein blosses Elends- und Verfallsprodukt erscheinen, dem man bei so viel Kleinmut und Niedertracht, Trug und Dummheit der Zeit gar nicht die Kraft zutrauen könnte, sich über diese trübe Flut zu erheben. Die positive Seite dieser neuen geschichtlichen Erscheinung, ihre Wertung als ein geistiges Fortschrittsmoment ersten Ranges, weil in ihm zum erstenmale die breiten Volksmassen eine höhere Stufe des Gedanken- und Gefühlslebens erstiegen, auf welcher eine fast tumultuarische Berichtigung überkommener, aber schon haltlos gewordener Moral- und Religionsbegriffe stattfand, kurz diese ganze grossartige Befreiung und Renaissance des Innenlebens, die eben als religiöse Bewegung in die Geschichte trat, dies musste bei einer philosophischen Grundanschauung zurücktreten, die gerade darauf ausging, die religiöse Form zwar nicht als wesenlosen aber doch als unwesentlichen Schein zu entschleiern.

Eine Auseinandersetzung mit dieser philosophischen Prinzipienstellung zum Problem der Religion liegt ganz abseits von dem Zweck dieser Erörterung. Es genügt hier der Hinweis, dass in ihr und nicht in der materialistischen Geschichtsauffassung die Begründung jener Lücke der Kautskyschen Darstellung zu suchen ist, die wir hervorheben. Denn gerade der geniale Gesichtspunkt der materialistischen Geschichtsauffassung, nach welchem sie, wie Marx dies zuerst formulierte, in der Religion eine Widerspiegelung der materiellen Lebensverhältnisse in einer geistigen Sphäre sah, macht uns darauf aufmerksam, auf die Gesetze dieser Spiegelung zu achten. Die Spiegel, in denen alles Materielle im Kopfe zur Ideologie umgesetzt wird, sind die ursprünglichen Funktionsweisen des menschlichen Geistes, genau so spezifische psychische Energien, wie es die spezifischen Sinnesenergien sind. Im erkenntnistheoretischen Sinne kann man die ersteren Ideen nennen: die formalen Ideen des Wahren, Guten, Schönen und Göttlichen. Dies Formalpsychische, diese Funktionsweisen sind die Spannkräfte, mit denen die Maschinerie des objektiv-realen Ursachenkomplexes erst ihr subjektives Leben empfängt, menschliche Geschichte wird. Nicht überall in der Geschichtsbetrachtung werden sie als selbständige historische Kräfte hervorgezogen werden müssen, weil dies ganz von dem leitenden Erkenntnisinteresse abhängt. In einer Geschichte der Staaten oder des Handels ist dieses

ein anderes wie in einer Geschichte des Wissens oder der Religion. Wo aber die Geschichte selbst nichts anderes ist als die empirische Auseinanderlegung dieses Formalpsychischen, als die genetische Konkretisierung jener Funktionsweisen selbst, wie etwa in der Geschichte der Rechtsbildungen, der Philosopheme, der Kunstschöpfungen oder der Religion, da wird man auf diese Berücksichtigung der psychischen Aktivität selbst, der eigentümlichen Formen, mit denen sie in die Geschichte eingeht, nicht verzichten können. Denn durch sie erst erlangt das, was die materielle Grundlage bloss möglich erscheinen lässt, Gestaltung und Inhalt. Die Umwelt bestimmt die Göttervorstellungen, aber der Begriff der Gottheit stammt nur aus der psychischen Gesetzlichkeit selbst und spottet jeder Zurückführung auf Furcht, Personifizierung, Vergrößerung etc. Und ebenso ist der Prozess zum Monotheismus hin ein eigenartig geistiger Prozess, an den man mit den Annahmen eines blossen Vereinfachungs- oder Abstraktionsprozesses, einer Erstarkung eines besonders verehrten Gottes oder Widerspiegelung der irdischen Monarchie noch kaum herangetreten ist. Mit Recht hat Cohen in einer tief sinnigen Publikation der letzten Zeit (Religion und Sittlichkeit) gerade aus der altjüdischen Geschichte anschaulich gemacht, wie der Unterschied des Monotheismus und Polytheismus nicht etwa bloss ein quantitativer ist, sondern dass es von den Göttern zu Gott natürlich zwar eine geschichtliche, aber keine gedankliche Entwicklung gibt. Es ist eine ganz andere geistige Kategorie, in welche der Monotheismus führt. Der Monotheismus ist die religiöse Vorstellung der Sittlichkeit, während der Polytheismus die kosmologische Form der Religiosität ist. Daraus erklärt es sich, dass man zum immer grösseren Erstaunen der modernen Religionswissenschaft monotheistische Keime selbst bei den wildesten Naturvölkern angetroffen hat, ein Rätsel, das sich vielleicht darin löst, dass wir hier die ersten primitiven Auffassungen des Sittlichen als Idee vor uns haben, womit vortrefflich stimmt, dass überall dieses höchste göttliche Wesen keine Verehrung findet, keinen Opfer- und Kultusdienst, sondern eben nur als höchste Macht angerufen wird.

Aber alles dies kann ja eben nur angedeutet werden. Hervorzuheben wäre nur noch, dass mit der Eigenart des theogonischen Prozesses, mit der Entwicklungsrichtung der Religion von Kosmologie und Mythos her auf Ethik und Glauben, letzteren als rein innerliche Energie verstanden, die besondere Bedeutung des schöpferischen Individuums zusammenhängt, welches zwar nie Religionsstifter, wohl aber Religionsförderer sein kann, nicht anders, wie auch Philosophie und Wissenschaft nur durch individuelle Geistestaten ihre eigentliche Bereicherung erfahren. Die Bedeutung der Individuen als historisch wirksamer Persönlichkeiten liegt überhaupt darin, dass sie nicht etwa, wie man meistens zugeht, den historischen Prozess beschleunigen oder verzögern; damit mag sich ihre Wirkung dort erschöpfen, wo, wie im sozialen und politischen Leben, die Geschichte nicht im Fortschritt des Geisteslebens besteht, sondern diesen nur benützt oder bekämpft. Dagegen ist auf psychischem Gebiet die Bedeutung der führenden Geister überall die von Richtungselementen, Gestaltungsfaktoren, ohne welche die Geschichte nicht etwa das gleiche Resultat ebenso, nur langsamer hervorgebracht hätte, sondern überhaupt nicht so besässe. Die grossen Denker und geistigen Schöpfer können freilich nur unter den Bedingungen ihrer Zeit schaffen, aber in ihr sind sie die geistigen Transformatoren, die erst jene ideologischen Gebilde schaffen, welche wir zwar auf ihre materiellen Bedingungen zurückführen, aber nimmermehr aus ihnen erklären können. Jeder grosse Gedanke, jede Idee, jede religiöse Empfindung ist insofern etwas absolut Unableitbares, das, einmal da, gewiss seiner Entstehung nach auf die umgebende Welt zurückgeführt werden kann, aus der es ja entsprang, aber nicht seinem neuen geistigen Inhalt nach, der eben die neue individuelle Formung des empirischen Materials darstellt und nun über seine Ursprungsbedingungen weit hinauswirkt, eine ganz neue und oft unabsehbare Folgenkette begründend. Die Aufdeckung des materiellen Untergrundes lässt uns daher zwar sofort die kausale Bedingtheit der Ideologie erfassen und diese dadurch in ihren Wirkungsmöglichkeiten erst eigentlich verstehen. Aber die ganze Energie der Ideologien, welche in der Geschichte zur Auswirkung gelangen, erschliesst sich erst, wenn nun auch auf deren Eigenwirksamkeit eingegangen wird. Und zu dieser gehört vor allem die Darlegung der subjektiven Art, in welcher sie in dem Denken und Fühlen bahnbrechender Persönlichkeiten zum Ausdruck gelangt ist und wie sie durch Tradition und Literatur

nachgewirkt hat. Während Kautsky dies gerade bezüglich Jesus mehrfach durchgeführt hat, von dem wir so wenig direkte Kunde haben, hat er dies bei der ragenden Gestalt des Paulus weniger für nötig gehalten. Aber wenn eben Kautsky, wie wir sahen, uns so glänzend die realen Bedingungen des Gegensatzes von Juden- und Heidenchristentum dargelegt hatte, so werden damit doch erst nur die objektiven Gegensatzmotive aufgedeckt. Die Form dagegen, in der sie dann historische Wirklichkeit gewannen und eine bis heute nachwirkende Lehrgestaltung des Christentums erzeugten, entspringt ganz und gar den psychischen Voraussetzungen des Paulinismus.

Alles dies soll jedoch nicht als eine Ausstellung an Kautskys Werk gemeint sein, sondern als eine Ergänzung. Weltanschauungen lassen sich nicht berichtigen, sondern nur gegenüberstellen. Und so wird die Weltanschauung, in welcher die Religion eine selbständige, ja fundamentale Eigenbedeutung hat, in dem geschichtlichen Bilde des Urchristentums vielleicht noch manche tiefere Farbentöne einzutragen haben. Aber keinesfalls wird sie die gefestete Grundlage missen können, auf welcher die Kautskysche Arbeit uns sicher Fuss fassen lässt.

Ernst Lieben: Die Bergarbeiter in der geplanten Sozialversicherung

Seit mehr als einem Jahrzehnt ist die wichtigste Forderung der Bergarbeiter die Beseitigung der Bruderladen. Dies erscheint dem Fernstehenden unbegreiflich, da doch den Bergarbeitern durch das Bruderladengesetz vom 28. Juli 1889 die Alters- und Invalidenversicherung sowie die Witwen- und Waisenversicherung garantiert ist, während alle anderen Arbeiter um diesen Zweig der Versicherung einen langwierigen und zähen Kampf führen mussten. Alle Bergarbeiter, die organisierten wie die unorganisierten, sind einig, dass die Kranken- und Invalidenversicherung, dass die Witwen- und Waisenversicherung von den Bruderladen getrennt werden sollen. Dieser Forderung setzt das Grubenkapital allen Widerstand entgegen, es bemüht sich, die bisherigen Zustände unverändert zu lassen. Die Kohlenmagnaten wissen, was sie tun. Solange die Bruderladen in ihrer heutigen Form bestehen, sind die Bergarbeiter an der Ausnützung des ihnen gesetzlich gewährleisteten Koalitionsrechtes behindert, sind sie in ihrer Freizügigkeit eingeschränkt. Das hat sich noch in allen Lohnkämpfen und Streiks gezeigt. Durch die Bruderladen ist der Bergarbeiter an das Werk gekettet, seinem Unternehmer ausgeliefert; jede Lohnbewegung, jeder Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit setzt den Bergmann der Gefahr aus, die durch jahrelange Einzahlungen erworbenen Ansprüche zu verlieren. Vom Jahre 1894 bis zum Jahre 1906 waren 248.409 Bergarbeiter an 438 Streiks beteiligt. Anlässlich dieser Streiks wurden 4860 Arbeiter entlassen und 4243 sind „freiwillig“ abgegangen; wir haben hier 9103 Streikopfer, 3·7 Prozent der Gesamtzahl der Streikenden. Während der Metallarbeiter, der Textilarbeiter u. s. w. infolge eines Streiks nur seine Arbeit verliert, wird der Bergarbeiter im gleichen Falle nicht nur arbeitslos, er verliert seine Beiträge, er wird um bereits erworbene Ansprüche betrogen. Diese 9103 Streikopfer der Bergarbeiter sind nicht nur ihrer Arbeitsgelegenheit, sondern auch aller ihrer Ansprüche an die Bruderladen verlustig erklärt worden. Viel grösser ist aber die Zahl derer, welche aus Angst, ihre Beiträge zu verlieren und auf erworbene Ansprüche verzichten zu müssen, sich von Streiks und Lohnbewegungen fernhielten und dadurch den Kampf ihrer Kameraden erschwerten.

Dadurch haben die Bruderladen in die Kämpfe der Bergarbeiter um günstigere Arbeitsbedingungen eine Verbitterung hineingetragen, wie sie bei keinem anderen Industriezweig anzutreffen ist. Wer einst die Geschichte der österreichischen Bergarbeiterbewegung schreiben wird, wird der Geschichte der Bruderladen und den Kämpfen um ihre Reform und Beseitigung die grösste Aufmerksamkeit zu schenken haben.

Die Bruderladen sind hervorgegangen aus den Knappschaftskassen, einer Jahrhunderte alten Institution, welche von den Bergarbeitern zur gegenseitigen Hilfeleistung bei

Krankheit und Unglücksfällen geschaffen und von ihnen selbst verwaltet wurden. Durch das allgemeine Berggesetz vom Jahre 1854 wurden die Knappschaftskassen an die Gewerke ausgeliefert, die Autonomie wurde vernichtet; die Unternehmer wurden zur Beitragsleistung nicht verpflichtet. Das Gesetz bestimmte zwar, dass jeder Bergarbeiter Beiträge in die Bruderlade zahlen müsse und jeder Werkbesitzer für sein Werk eine Bruderlade zu errichten habe, aber welche Ansprüche dem Bergarbeiter an die Bruderlade zustehen, wurde gesetzlich nicht festgelegt. Durch die Verwaltung der Gewerke und ihrer Beamten wurden die Bruderladen ruiniert, schon im Jahre 1871 befanden sie sich in schauerhaften Verhältnissen. Die Regierung wollte damals durch ein Haftpflichtgesetz die Unternehmer für die Folgen nach Unglücksfällen haftbar machen. Dem Einflusse der Grubenbesitzer gelang es, diese Absicht zu hintertreiben. Die Bankerottwirtschaft dauerte weiter. Im Jahre 1875 legte die Regierung einen Entwurf über die Reform der Bruderladen vor, dessen wichtigste Bestimmung darin bestand, dass die Bergwerksbesitzer und Bergarbeiter gleich hohe Beiträge zahlen sollen. Wie das Haftpflichtgesetz beseitigten die Unternehmer auch den Entwurf dieser bescheidenen Reform für lange Zeit. Diese Wirtschaft führte zu einem Defizit, welches 1881 42 Millionen Kronen, 1889 schon 56 Millionen Kronen betrug. Erst 1889 wurde vom Abgeordnetenhouse das Gesetz betreffend die Regelung der Verhältnisse der nach dem allgemeinen Berggesetze errichteten oder zu errichtenden Bruderladen angenommen und im Reichsgesetzblatte vom 14. August 1889 publiziert. Aber auch jetzt versuchten noch die Grubenbesitzer die Reform zu vereiteln, sie versagten dem Gesetz durch zwei Jahre ihre Anerkennung und entzogen in den Jahren 1890 und 1891 2,630.307 Kronen Beiträge den Bruderladen. Zur Zahlung der halben Beiträge bequemten sie sich erst, als durch das Ergänzungsgesetz vom 30. Dezember 1891 die Sanierung der Bruderladen zum erheblichen Teile den Bergarbeitern aufgebürdet wurde.

Die Aufgabe der Bruderlade besteht in Gewährung

1. von Krankenunterstützungen, beziehungsweise Begräbnisgeldern und eventuell in der Angehörigenversicherung;
2. von Provisionen für die Invaliden, beziehungsweise Witwen und Waisen.

Bei jeder Bruderlade besteht für diese Unterstützungszwecke je eine besondere Verwaltungsabteilung, und zwar die Krankenkasse und die Provisionskasse.

Die Krankenkassen sind verpflichtet, Krankenunterstützungen, beziehungsweise Begräbnisgelder in demselben Umfange zu gewähren, wie dies im Gesetze vom 30. März 1888 betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter bestimmt ist, das heisst das Krankengeld soll 60 Prozent des ortsüblichen Taglohnes betragen. Auf der zweiten Reichskonferenz der Delegierten der Bergbaugenossenschaften Oesterreichs wurde festgestellt, dass es bis 1906 Bruderladen gab, die kaum 30 Prozent des wirklich ermittelten Arbeitslohnes als tägliches Krankengeld zahlten.

Erst durch eine Aktion der Zentralorganisation der Bergarbeiter, die über zweieinhalb Jahre währte, wurde gegen den Widerstand der Unternehmer durchgesetzt, dass die politischen Behörden die Ermittlung der ortsüblichen Taglöhne vornahmen und das Missverhältnis zwischen Krankengeld und tatsächlichem Lohne teilweise beseitigten.

Trotz der niedrigen Leistungen stehen die Krankenkassenabteilungen fortwährend vor der Gefahr des Bankrotts. Und das ist auch bei der wahnsinnigen Zersplitterung der Krankenkassen kein Wunder. Es gibt fast ebenso viele Krankenkassen, als es Bergwerke gibt. 1903 gab es nach dem amtlichen Berichte des Ackerbauministeriums 164 Krankenkassen, von denen 70 weniger als 100 Mitglieder, 31 Kassen weniger als 500, 25 Kassen weniger als 1000 Mitglieder, 25 Kassen weniger als 2000 und 13 Kassen weniger als 10.000 Mitglieder zählten.

Es ist klar, dass diese zwerghaften Kassen nicht widerstandsfähig sein können, dass jede kleinere Epidemie zum Bankrott führen muss, dass die Versicherung sehr kostspielig ist und die Leistungen geringfügig sind. Jede vorbeugende Tätigkeit, zum Beispiel die Unfallverhütung, jede ernsthafte Behandlung durch Spezialisten oder Rekonvaleszentenpflege ist zumeist unmöglich, obgleich dies gerade für die Bergarbeiter wichtig wäre; kommen doch im Bergbau auf je 100 Kassenmitglieder 74,4 Erkrankungen, auf alle

Krankenkassen im Reichsdurchschnitt auf je 100 Mitglieder 49·1 Erkrankungen. Die Unternehmer und ihre Organe behaupten allerdings, dass die Bergarbeiter durch Simulation ihre Kassen ausnützen. Die Ursache dieser hohen Morbiditätsziffer liegt in den unhygienischen Verhältnissen vieler Gruben in den hohen Temperaturen (in Nordwestböhmen gibt es Schachte, in welchen bei 30 bis 35 Grad Réaumur gearbeitet wird). Das traurigste Kapitel ist das von den Provisionskassen. Seit 1892 wird ununterbrochen saniert, das heisst die Beiträge werden erhöht, die Invalidenrenten herabgesetzt, alte und invalide Arbeiter wurden abgeschüttelt und entlassen. Aber alles ist vergeblich. Von 188 Provisionskassen hatten im Jahre 1904 58 eine Vermögensabnahme aufzuweisen. Bei einer grossen Zahl der Kassen ist eine Vermögenszunahme nur durch die raffinierte Entrechtung und Beraubung der Bergarbeiter möglich gewesen. Planmässig wurden in manchen Bergwerken (so in Miröschau) behufs Sanierung der Bruderlade Massentlassungen älterer Arbeiter vorgenommen, die schon nahe daran waren, provisioniert zu werden. Ein- bis zweimal sanierte Bruderladen wurden zum drittenmale saniert (so im Rossitzer Revier und in den südlichen Alpenländern). Bei fast allen Bruderladen Südböhmens hat man die Renten bis auf 100 K jährlich gekürzt. Vielfach will man nur jenen Arbeitern eine Provision zuerkennen, welche ihre vollständige Erwerbsunfähigkeit nachweisen. Im Jahre 1904 gab es 21.718 Provisionisten bei einem Mitgliederstande von 159.013. Ein vollständig erwerbsunfähiger Bergarbeiter erhielt 1904 durchschnittlich eine Jahresrente von 234 K, die Witwenrente betrug K 94·98, die Waisenrente K 35·24. Der durchschnittliche Jahresbeitrag des Bergarbeiters zur Krankenversicherung im Jahre 1904 belief sich auf K 15·85, der des Unternehmers auf K 13·73. Die Differenz rührt daher, weil die Arbeiter die Kosten der Angehörigenversicherung aus eigenem bestreiten müssen, da die Werksinhaber hierzu gesetzlich nicht verpflichtet sind. Die Krankenversicherung wurde von Jahr zu Jahr teurer. 1894 zahlte der Unternehmer und der Arbeiter durchschnittlich K 22·60 zusammen an die Krankenkassenabteilung der Bruderlade, 1904 schon K 29·58. Der durchschnittliche Jahresbeitrag des „vollberechtigten“ Bergarbeiters behufs Erwerbung des Anspruches auf die Provision für sich, die Ehegattin und Kinder betrug 1904 K 27·83. Durchschnittlich zahlte also der vollberechtigte Bergarbeiter im Jahre 1904 K 43·68 an die Bruderlade.

Es ist begreiflich, dass die Bergarbeiter von den Bruderladen unter solchen Umständen nichts wissen wollen. Seit dem Jahre 1897 ertönt auf allen Kongressen und Konferenzen der Bergarbeiter der Ruf: Fort mit den Bruderladen! Die Bergarbeiter stellen die gleichen Forderungen wie die Industriearbeiter; sie verlangen in der Krankenversicherung die Einheitskasse für jeden Bezirk, die Einführung der Unfallversicherungspflicht bei den territorialen Arbeiterversicherungsanstalten; in Bezug auf die Invalidenversorgung die Versicherung mit den anderen Arbeitern in einem Institut.

Erfüllt nun der Gesetzentwurf über die Sozialversicherung, welchen das Ministerium Beck am 3. November 1908 dem Abgeordnetenhaus vorlegte, die Forderungen der Bergarbeiter?

Charakteristisch für unsere sozialpolitische Rückständigkeit ist es, dass es für die Bergarbeiter weder ein Haftpflichtgesetz noch eine obligatorische Unfallversicherung gibt, dass für Arbeiter, die einem der ertragreichsten Industriezweige angehören, die in den Gruben den grössten Gefahren ausgesetzt sind, schlechter und in weitaus geringerem Masse vorgesorgt ist als für die gewerblichen Arbeiter. Bis jetzt dienen die Provisionskassen gewissermassen recht und schlecht als Organe der Unfallversicherung im Bergbau. Es ist demnach ein nicht unbedeutender Fortschritt, dass endlich durch den vorliegenden Gesetzentwurf die Unfallversicherung auch für die Bergarbeiter eingeführt wird. Gedämpft wird die Freude über diesen Fortschritt dadurch, dass die Bergarbeiter nicht in die territorialen Anstalten einbezogen werden sollen, wie dies das Koerbersche Programm vom 9. Dezember 1904 vorschlug. Nach dem Wunsche der Bergwerksbesitzer soll eine eigene berufsgenossenschaftliche Unfallversicherungsanstalt der Bergarbeiter für das ganze Reich gegründet werden. Die Regierung hat den Wünschen der Unternehmer weitgehende Rechnung getragen in dem § 235 des Entwurfes, welcher bestimmt, dass die Gefahrenklasseneinteilung für die Bergwerksbetriebe dem Vorstand der Anstalt überlassen wird. Dass der Vorstand hierbei nur das Interesse der Unternehmer wahren wird, ist

selbstverständlich. Besteht er doch zu zwei Dritteln aus Vertretern der Unternehmer und einem Drittel Vertretern der Arbeiter.

Dieser überwiegende Einfluss wird den Unternehmern deswegen eingeräumt, weil sie allein die Beiträge für die Unfallversicherung tragen sollen; die Arbeiter, welche nach der Statistik von 1899 bis 1903 6210 tödliche und schwere Unfälle erlitten (auf je 1000 männliche Arbeiter 112), welche Leben und Knochen in den Gruben verlieren, erhalten nur ein Drittel der Vorstandsmitglieder. Der zur Deckung von Massenunfällen errichtete Zentralreservefonds der Bergwerksbruderladen, der bereits auf mehr als 2 Millionen Kronen angewachsen ist, soll der neuen Anstalt überwiesen werden. Den Bezirksstellen und den Bergarbeiterbruderladen soll der Verkehr zwischen den Betriebsunternehmern und Versicherten einerseits und der Anstalt andererseits, insbesondere auch die Mitwirkung bei Unfallerbhebungen übertragen werden. Wir brauchen an dieser Stelle nicht darzulegen, warum auch die Bergarbeiter zu den geplanten Bezirksstellen kein Vertrauen haben; aber den Bruderladen die Erhebungen bei Unfällen zu übertragen, bedeutet den Bock zum Gärtner bestellen. Einer solchen Realisierung der Unfallversicherung werden die Berg- und Hüttenarbeiter energischen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Krankenversicherung soll durch die nach Vorschrift des geplanten Gesetzes eingerichteten Krankenkassen erfolgen. Die bestehenden Krankenkassenabteilungen bei den Bruderladen sollen, sofern nicht die Einbeziehung in die Bezirkskrankenkassen erfolgt, in selbständige Krankenkassen umgestaltet werden, für welche, wie der § 90 vorschlägt, die Bestimmungen für die übrigen Betriebskrankenkassen vollinhaltlich Anwendung finden. Haben schon die Industriearbeiter allen Grund, gegen Betriebskassen misstrauisch zu sein, so ganz besonders die Bergarbeiter. Die geplante Festsetzung einer Mindestzahl von 200 Mitgliedern reicht nicht aus, um die bisherige Zersplitterung der Krankenversicherung der Bergarbeiter zu beseitigen, um alle jene Bruderladenkrankenkassen, deren Leistungsfähigkeit den erhöhten Anforderungen der Krankenversicherung durchaus nicht gewachsen ist, aufzuheben. Durch den § 90 wird es möglich sein, die bankerotten Kassen aufzulösen und ihre Mitglieder den Bezirkskrankenkassen zuzuführen; die Bruderladenkrankenkassen, die aktiv sind, werden als Betriebskassen weiter bestehen und dem Einfluss und der Willkür der Unternehmer ausgeliefert bleiben. Der Einfluss der Bergarbeiter auf die Verwaltung der Werkskassen wird zunichte gemacht durch den Absatz 2 des § 84.

Durch das Kassenstatut kann dem Betriebsunternehmer oder seinem Vertreter der Vorsitz im Vorstand und in der Generalversicherung übertragen werden. Zur Forderung der Verschmelzung der Invalidenversicherung der Bergarbeiter mit der allgemeinen Alters- und Invalidenversicherung verhält sich der Regierungsentwurf ablehnend. „Der Fortbestand der Provisionskassen wird bei dieser Regelung nicht berührt,“ so heisst es im Motivenbericht, „doch wird selbstverständlich eine entsprechende Umgestaltung der Bruderladengesetzgebung schon wegen der Einbeziehung der Bergarbeiter in die Unfallversicherung erforderlich sein.“ Der Motivenbericht gesteht weiter, „dass das System der Werksbruderladen in seiner heutigen Gestalt so viele Schattenseiten, namentlich auch vom Standpunkt der finanziellen Fundierung gezeigt hat, dass wohl eine Zusammenfassung der Bruderladen in leistungsfähigere territoriale Verbände unausweichlich sein wird“.

Neu ist ferner die Einführung der Altersversicherung der Bergarbeiter vom 65. Jahre an. Zu begrüssen ist es auch, dass die Höhe der Beiträge für die Alters- und Invalidenversicherung auf Grundlage des Lohnklassensystems eingeführt wird und wenigstens für zwölf Jahre in dieser Beziehung stabile Verhältnisse Platz greifen werden. In der IV. Lohnklasse, das heisst bei einem täglichen Arbeitsverdienst von K 2·40 bis 4 K wird der wöchentliche Beitrag 48 h betragen, wovon die Hälfte dem Dienstgeber zur Last fällt (K 2·40 bis 4 K Verdienst). Der Jahresbeitrag in der IV. Lohnklasse wird für den Bergarbeiter $52 \times 24 \text{ h} = \text{K } 12\cdot24$, in der V. Lohnklasse (4 bis 6 K Verdienst) $52 \times 30 \text{ h} = \text{K } 15\cdot60$ betragen. 1904 zahlte der vollberechtigte Bergarbeiter für die Invalidenversicherung und die Hinterbliebenenrente durchschnittlich K 27·83 an die Provisionskasse. Die Invalidenrente wird in der IV. Lohnklasse nach Ablauf von 4 Jahren K 229·20, nach 10 Jahren 258 K, nach 20 Jahren 306 K, nach 30 Jahren 354 K, nach 40 Jahren 402 K betragen. In der V. Lohnklasse nach 4 Jahren 264 K, nach

10 Jahren 300 K, nach 20 Jahren 380 K, nach 30 Jahren 420 K und nach 40 Jahren 480 K. Im Jahre 1904 betrug die Durchschnittsrente des invaliden Bergarbeiters 234 K. Durch den § 154 wird auch angedeutet, dass die heutigen Provisionskassen der Werksbruderladen zu leistungsfähigen territorialen Verbänden („Bergarbeiterbruderladen“) zusammengefasst werden sollen.

Erfreulich für die Bergarbeiter ist es, dass der Staat zu jeder Alters- und Invalidenrente den Bruderladen 90 K zuschiessen wird. Doch ist zu besorgen, dass dieser Zuschuss aus staatlichen Steuergeldern nicht dazu benützt werden wird, um die Renten für die Bergarbeiter zu erhöhen, sondern um die Sanierung der Provisionskassen der Bruderladen durchzuführen. Die Regierung hat in der Frage der Organisation der Alters- und Invalidenversicherung vor dem Grubenkapital in den §§ 153 und 154 kapituliert. Allerdings hat sie verschiedene Ausflüchte, welche sie im Motivenbericht folgendermassen formuliert: „Eine gänzliche Verschmelzung der Arbeiterversicherung mit der allgemeinen Alters- und Invalidenversicherung könnte, abgesehen von den Schwierigkeiten, die sich hierbei aus der Berücksichtigung bereits erworbener Ansprüche ergeben würden, schon deshalb nicht in Frage kommen, weil die Tätigkeit der Bergwerksbruderladen sich auch auf die Versicherung von Renten an die Hinterbliebenen erstreckt, sich daher weitere Ziele steckt als die allgemeine Invaliden- und Altersversicherung. Die Vereinigung könnte demnach äussersten Falles eine verwaltungstechnische sein, etwa in der Weise, dass die Invaliden- und Altersrentenkasse die Fortführung, beziehungsweise die Liquidation der Geschäfte der Bergwerksbruderladen übernimmt. Die Vorteile einer solchen Konstruktion sind aber kaum zu bedeutend, als dass dadurch die vollständige Beseitigung einer Jahrhunderte alten, im Bergbau eingelebten Institution, in der die Interessenten berechnete Sonderinteressen zu wahren bestrebt sind, gerechtfertigt würde, zumal diese Institutionen noch vielfach in der Lage sein werden, ihren Mitgliedern namhafte Mehrleistungen zu gewähren.“

Davon ist nur richtig, dass die Bruderladen auch Renten an die Hinterbliebenen gewähren, während die neue Sozialversicherung keine Witwen- und Waisenversorgung kennt. Die Aufrechterhaltung der Rentenzahlung an die Hinterbliebenen wäre auch bei Verschmelzung der Bergarbeiterversicherung mit der allgemeinen Versicherung leicht durchführbar.

Wie aber durch die Bezirksstellen, durch die Organisation der Alters- und Invalidenkasse den Industriearbeitern der Einfluss auf die Verwaltung geraubt werden soll, so soll dies auch bei den Bergarbeitern durch die neue Versicherung geschehen. Die Bergarbeiter werden wohl der Vorteile der neuen Versicherung teilhaftig, aber ihre Versicherungsinstitutionen sollen gesondert bleiben, sie sollen auch fernerhin den Werksbesitzern, ihren eigenen Unternehmern ausgeliefert werden.

Die Vereinigung der Bergarbeiterversicherung mit der allgemeinen Sozialversicherung würde den Bergarbeitern die Benützung des Koalitionsrechtes, des Rechtes der Freizügigkeit ermöglichen. Das dulden die Unternehmer nicht. Warum die Unternehmer das nicht dulden, hat der Bergrat Fillunger in dankenswerter Offenherzigkeit im Arbeiterversicherungsausschuss des Arbeitsbeirates ausgesprochen. „Mit der gänzlichen Beseitigung der Bruderladen würde das letzte Moment entfernt werden, das die moderne Bergarbeiterschaft an die alten patriarchalischen Verhältnisse knüpfe. Auch sei nicht zu vergessen, dass die mit der Aufhebung der Bruderladen eintretende volle Freizügigkeit der Arbeiter eine direkte Gefahr für den Bergbau bedeuten würde, da kein anderer Industriezweig in solchem Masse einer qualifizierten Arbeiterschaft bedarf, wie der Bergbau. Eine Abwanderung der Bergarbeiter zu anderen Industrien würde aber auch die sicherheitspolizeilichen Verhältnisse in den Gruben schwer beeinträchtigen.“

Für die Bergarbeiter ist die uneingeschränkte Freizügigkeit, die unbehinderte Ausübung des Koalitionsrechtes Vorbedingung ihrer wirtschaftlichen Besserstellung. Darum werden sie alles aufzubieten haben, um die Vereinigung der Bergarbeiterversicherung mit der allgemeinen Arbeiterversicherung durchzusetzen.



Bücherschau

Deutsche Parteiliteratur

Karl Kautsky hat eine neue Auflage von Marx' „Lohnarbeit und Kapital“ (Preis 30 h) besorgt, die im Verlage unserer Berliner Parteibuchhandlung erschienen ist. Bekanntlich hat Engels den ursprünglichen Marx'schen Text für die Ausgabe von 1891 modernisiert; Kautsky hat nun an allen Stellen, wo die von Engels bearbeitete Ausgabe von dem Marx'schen Original abweicht, beide Fassungen nebeneinander gestellt, wodurch der Vergleich der älteren und der jüngeren Darstellungsweise der Marx'schen Lehre erleichtert wird. So ist diese Ausgabe ein wertvoller Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Marx'schen Lehre.

E. R. Bernstein hat im Verlage der Frankfurter „Volksstimme“ unter dem Titel „Lohn, Preis und Profit“ (Preis 24 h) einen Vortrag veröffentlicht, den Karl Marx am 26. Juni 1865 im Generalrat der „Internationalen“ gehalten hat. John Weston, ein Sozialist aus der Schule Robert Owens, hatte damals die gewerkschaftlichen Kämpfe der Arbeiter für nutzlos erklärt; die Erhöhung der Löhne führe immer das Steigen der Warenpreise herbei; der Arbeiter verliere durch die Preissteigerung, was er durch die Lohnerhöhung gewinne, durch Lohnkämpfe könne er also seine wirtschaftliche Lage nicht verbessern. Dieses Argument, das bekanntlich heute noch von allen Feinden der Gewerkschaften immer wiederholt wird, hat Marx in dem von Bernstein verdeutschten Vortrage widerlegt. Das Schriftchen enthält eine populäre Darstellung von Marx' Lohntheorie, die jeder Arbeiter, der sich mit Marx' ökonomischen Lehren beschäftigt, mit Nutzen lesen wird.

Der Berliner Parteiverlag hat in jüngster Zeit eine kleine Kampfschrift gegen den Parlamentarismus herausgegeben: „Der Anarchismus und die Arbeiterbewegung“ (Preis 24 h) von Simon Katzenstein. Was der Verfasser über die anarchistische Theorie, insbesondere über den in ihrem Mittelpunkt stehenden Begriff der Freiheit, über den Antiparlamentarismus und Antimilitarismus der Anarchisten, über ihre Gewerkschaftstaktik und Generalstreikpropaganda zu sagen weiss, ist aber doch viel zu mager. Man kann die verführerischen Phrasen der Anarchisten nicht wirksam bekämpfen, wenn man nicht den echten und wahren Kern ihrer Lehre aus ihrer Verfälschung und Entartung herauszuschälen weiss.

Im Stuttgarter Parteiverlag ist das „Zweite Generalregister der Neuen Zeit“ (Preis K 2'40) erschienen, das ein von Genossen Wurm sorgfältig gearbeitetes Autoren- und Sachregister der Jahrgänge 1903 bis 1907 der wissenschaftlichen Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie enthält. Das Heft, das nicht weniger als 128 Seiten zählt, gibt ein anschauliches Bild der Fülle von Belehrung, die die „Neue Zeit“ ihren Lesern bringt. Die Bibliotheken, die die „Neue Zeit“ beziehen und sammeln, werden dieses Register nicht entbehren können.

In unserem Wiener Parteiverlag sind zwei Broschüren erschienen, die jedem Parteigenossen

empfohlen seien. Unter dem Titel „Für die Nationen! Wider die nationalistischen Hetzer!“ (Preis 10 h) wurde die Rede herausgegeben, die Viktor Adler am 3. Dezember 1908 im Abgeordnetenhaus gehalten hat. Die Frage „Was bringt die Sozialversicherung den Arbeitern?“ (Preis 20 h) wird in einer leichtverständlichen Broschüre beantwortet, die den Inhalt des Gesetzentwurfes über die Sozialversicherung kurz zusammenfasst.

Unter dem anspruchsvollen Titel „Was will die Zeit?“ (Berlin, Dresden, Leipzig 1908, Verlag Soziales Erkennen, XII und 304 SS., 8^o) hat Eduard Bernstein eine Sammlung von „Leitsätzen“ aus den Schriften von Marx, Engels, Lassalle, Rodbertus, Saint-Simon, Fourier, Proudhon, Owen und Babeuf herausgegeben. Es werden auch weniger bekannte Absätze aus diesen Werken abgedruckt — es handelt sich also um keine Sammlung „geflügelter Worte“. Es werden oft ganze Absätze wiedergegeben, während viele kurze, epigrammatisch zugespitzte Sätze (zum Beispiel Marx' Thesen über Feuerbach) fehlen — es ist also auch keine Sammlung von Aphorismen. Andererseits wurden aber auch nicht ganze Kapitel, die einen Gedankengang einheitlich durchführen, sondern nur einzelne Sätze oder kurze Abschnitte aus ihnen aufgenommen — die Sammlung trägt also auch nicht den Charakter eines Lesebuches für Arbeiter. So mag sie vielleicht dem Journalisten und dem Redner willkommen sein, der ein Zitat als „Aufputz“ für einen Artikel oder eine Festrede sucht; im übrigen aber wird sie nur die Halbbildung fördern, die von einem Gelehrten sprechen oder gar über ihn urteilen zu dürfen glaubt, weil sie aus seinen Werken ein paar zusammenhanglose Sätze kennt, deren richtiger Sinn in ihrer Vereinzelung gar nicht verstanden werden kann. Ein Lesebuch, das kurze, interessante, charakteristische und leichtverständliche Kapitel aus den Werken unserer Klassiker enthielte, wäre gewiss sehr nützlich; Bernsteins Sammlung kann es schon wegen ihrer Anlage nicht ersetzen; sie kann es um so weniger, da die von Barday und Max besorgte Auswahl der Stellen recht willkürlich und mit Vorliebe für das Spielende, Feuilletonistische erfolgt ist. Der Arbeiter, der zum Beispiel die in dieser Sammlung aus Marx' Schriften ausgesuchten Stellen gelesen hat, hat ein paar geistreiche Sätze gelesen, aber von Marx' System weiss er darum doch gar nichts; er kann es aus jeder unserer alten guten Parteibroschüren weit eher kennen lernen. K. M.

Koalitionsrecht

Dem Oesterreichischen Metallarbeiterverband verdanken wir eine grosse Bereicherung unserer gewerkschaftlichen Literatur. Anlässlich des letzten Verbandstages hatte er den Delegierten eine kleine Bibliothek gewerkschaftlicher Schriften gewidmet, deren Besprechung wir uns vorbehalten. Nur auf die wertvollste Arbeit sei jetzt schon kurz hingewiesen, auf die für alle Arbeiter Oesterreichs und auch für die Sozialpolitiker des Aus-

landes bedeutsame Untersuchung des Genossen Dr. I. Ingwer, „Das Koalitionsrecht der Arbeiter (Wien 1909, Wiener Volksbuchhandlung, 104 SS., 8^o). Es ist die erste selbständige und gleichzeitig eine erschöpfende Arbeit über das österreichische Koalitionsrecht. In der geschichtlichen Darstellung wird Entstehung und Entwicklung des Koalitionsrechtes in England, Frankreich, Belgien, Deutschland und in besonders wertvoller Ausführlichkeit die Entwicklung in Oesterreich vorgeführt. Wie die Bestimmungen über den Kontraktbruch und das Arbeitsbuch das Koalitionsrecht einengen, wie die Koalition der Arbeiter und der Unternehmer vom Gesetze verschieden behandelt wird, wie das Koalitionsrecht durch die Entscheidungen des Kassationshofes eingeengt, wie die Koalitionen rechtsunwirksam gemacht wurden, wird in scharfsinniger Darstellung auseinandergesetzt. Ebenso wertvoll sind die Kapitel über die Arbeitswilligen, über die Mittel der Einschüchterung oder Gewalt, über die Streikposten, über Sperre und Boykott, über Koalitionsrecht und Strafgesetz, über die Feinde des Koalitionsrechtes und über seine notwendige Reform. Jeder, der sich mit Sozialpolitik in Oesterreich beschäftigt, mit Streiks und ihrer Beurteilung zu tun hat, der Arbeiter wie der Anwalt und nicht zuletzt der Richter, sollte diese Schrift lesen, der die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Sozialpolitiker wie der Juristen zu wünschen ist.

ad. br.

Literatur über Konsumvereine

Die Entwicklung der Konsumvereine in Deutschland und Oesterreich schuf eine umfangreiche Literatur der Konsumvereine und auch über sie. Eine bedeutungsvolle Veröffentlichung, die wohl verdiente, über den Kreis der Genossenschaftler bekannt zu werden, ist das *Genossenschaftliche Jahrbuch für das Jahr 1909*, das von der Grosseinkaufsgesellschaft für österreichische Konsumvereine verlegt wird und den Geschäftsbericht jedes Konsumvereines, der seine Mitglieder damit beschert, enthält. Die grosse Auflage des Jahrbuches und sein gediegener Inhalt können es zu einem wichtigen Förderungsmittel für die genossenschaftliche Propaganda machen. Das reiche Kalendarium bietet wohl die Garantie, dass das 144 Seiten starke Buch während eines Jahres oft in die Hand genommen und in ihm nicht selten gelesen werden dürfte. Auf das Kalendarium und geschäftliche Notizen entfallen 22, auf die Inserate 57 Seiten, 57 Seiten füllt der literarische Teil, der fast vollständig auf die Genossenschaften Bezug hat. Den umfangreichsten, durch Illustrationen belebten Beitrag „Ein Blick in die englische Genossenschaftswelt“ hat Sigmund Kaff geliefert. Nach ihrem neuesten Stand ist die bedeutungsvollste Genossenschaftsbewegung, das Muster für jede Arbeiterkonsumvereinsbewegung, dargestellt. Die oft enthusiastische, vielleicht manchmal ein wenig einseitige Schilderung gewinnt an Wert, weil sie

nicht bloss auf gedrucktem Material, sondern auch auf eigener Anschauung beruht. Ueber mittelständische Utopien handelt Karl Leuthner in eigenartiger Weise, die die innere Verlogenheit und Aussichtslosigkeit dieser Bewegung eindringlich veranschaulicht. Einen bisher unter genossenschaftlichem Gesichtspunkt wenig behandelten Gegenstand erörtert Stephan Grossmann in seinem Beitrag „Das Genossenschaftsprinzip auf dem Gebiete des geistigen Lebens“. Er spricht da von den freien Volksbühnen, von Genossenschaften zur Herausgabe von Büchern, zur Verbreitung von Literatur. Gut ausgewählte Gedichte und Sprüche finden sich zwischen den Beiträgen.

Die Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geistesleben“ (Leipzig, B. G. Teubner) hat F. Staudinger um einen Band über „Die Konsumgenossenschaft“ (IV und 145 SS., 8^o) vermehrt. Der Gedanke des Klassenkampfes ist dem Verfasser sehr unsympathisch, deshalb ist er auch ausserstande, Lassalles Kampf gegen Schulze-Delitzsch völlig zu begreifen. Sehen wir hiervon und von der geringen Berücksichtigung der Lebensbedingung und Wirksamkeit der österreichischen Konsumvereine ab, so können wir das Werkchen als eine Bereicherung der Literatur über die Konsumvereine schätzen. In dem Buche wird als Einleitung das Wesen der Genossenschaft, ihre Arten und geschichtlichen Vorbedingungen erörtert, hierauf folgt ein in vier Unterabteilungen gegliederter Abschnitt über Zweck und Bedeutung der Konsumgenossenschaft, dann ein geschichtlicher Ueberblick, weiter der reichgegliederte Abschnitt über „das Arbeitsfeld und die Organisation“, und ein letzter Abschnitt, der „Kämpfe und Aussichten“ überschrieben ist; im Anhang finden wir eine Uebersicht über die wichtigste neuere Genossenschaftsliteratur und Tabellen.

Die Konsumvereine und die für ihre Ausbreitung wirkenden Bestrebungen haben in der Mittelstandsbewegung und in den meisten bürgerlichen Parteien zahlreiche offene und nicht wenige verhüllte Feinde. Im Deutschen Reich hat die Gesetzgebung gegen den Grossbetrieb im Detailhandel, insbesondere gegen die Konsumvereine manches schlechte Beispiel gegeben, das man in Oesterreich nur zu gern nachahmen möchte. Zur Abwehr dieser Bestrebungen ist eine Reihe von Schriften erschienen, so unter anderem eine aus bürgerlichem Lager, „Die Bekämpfung der Konsumvereine“ von Dr. jur. Hermann Ortloff („Sozialer Fortschritt“, 88—90, Leipzig, Felix Dietrich, 1907, 55 SS., 8^o). Die Arbeit ist weniger durch die eigenen Ideen des Verfassers als durch die Vorführung der Argumente der Konsumvereinsfeinde wertvoll. Wer die Konsumvereine gegen die Mittelständler zu verteidigen hat, wird aus der Lektüre des Schriftchens manchen Nutzen ziehen können. Dass der Verfasser ein Gegner der Sozialdemokratie ist, wird vielleicht bei manchem Feinde der Genossenschaftsbewegung den Wert seiner Arbeit erhöhen.

ad. br.